1,30 DM / Band 65
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gefangen in der Mikrowelt

Belgien F 25 / Frankr. F 3,20 / Italien L 650 / Luxembg. F 23 / Niederl. f 1,60 / Schweden skr 3,75 inkl. / Spanien P 60



Gefangen in der Mikrowelt

John Sinclair Nr. 65

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 02.10.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Gefangen in der Mikrowelt

Wir waren Zwerge!

Durch ein teuflisches Gift auf die Hälfte unserer Körpergröße zusammengeschrumpft. Auch Sukos Freundin Shao war durch das geheimnisvolle Gift zur Zwergin geworden. Jetzt gehörte sie zu unseren Gegnern, denn sie paktierte mit dem Dämon Belphegor, der uns in die Mikrowelt verbannt hatte.

Shao haßte Suko. Sie hatte ihm sogar noch einen Tritt versetzt, hatte ihn angeschrieen und verflucht.

So etwas verkraftet kein Mann, wenn seine geliebte Freundin ihm diese Worte entgegenschleudert.

Ich kam mir schlimm vor, so zusammengeschrumpft auf Tischhöhe. Übergroß erschienen mir die normalen Dinge. Ich sah wieder alles mit den Augen eines Kindes.

Befreien konnte ich mich nicht, denn wir waren eingekreist von den teuflischen Zwergen. Und über ihnen thronte Belphegor, der Dämon, der Hexer von Paris, wie er sich selbst nannte. Ein Schwarzblütler, der die Stadt wieder in seine Gewalt bringen und mit eiserner Knute regieren wollte.

Sein Name bürgte für Schrecken, Grauen und Tod. Und er hatte sich verbündet, wie er mir hohnlachend erklärte. Ausgerechnet mit meinem größten Feind, dem Schwarzen Tod.

Er und Belphegor bildeten ein mörderisches Gespann.

Und dabei waren wir ziemlich optimistisch in den Louvre eingedrungen. Wir – das waren Inspektor Le Brac, Suko und ich. Wir wußten durch Caroline Potter, daß es unter den Kellern des Louvre ein Gewölbe gab, das ein Geheimnis barg.

Wir hatten es nicht gefunden, sondern waren zuvor von den Zwergen außer Gefecht gesetzt worden. Durch ihre teuflischen Giftpfeile, die sie uns in den Nacken schossen.

Le Brac hatte es zuerst erwischt, dann Suko, und ich war zuletzt an die Reihe gekommen.

Aufgewacht aus der Bewußtlosigkeit waren wir in diesem Gefängnis. Wie wir dorthin gekommen waren, wußte niemand von uns. Auf jeden Fall kam mir das Gewölbe vor wie eine mittelalterliche Hexenküche. Es gab große Labortische. Darauf standen zahlreiche Kolben, Gefäße, Tiegel und Schalen. Flaschen bauten sich zu langen Reihen auf. Es gab Reagenzgläser sowie eine schwelende Feuerstelle, über der ein Dreifuß stand.

Was hatte die Hexenküche mit unserem Fall zu tun? Wurde hier das Gift gebraut, das uns verkleinerte?

Vielleicht…

Mich interessierte es auch nicht so vorrangig. Ich fragte mich nur, wie wir hier herauskamen, und zwar in normaler Körpergröße. Das war mein Hauptproblem.

Vorerst waren wir chancenlos.

Mein Blick wanderte etwas nach links. Dort lag Inspektor Le Brac. Ein sympathischer Kollege, allerdings sehr ungläubig und skeptisch. Er wollte nicht glauben, daß es diese Zwerge gab, obwohl wir mit Zeugen gesprochen hatten.

Roger Dolain und seine Freundin Colette waren von den Zwergen

verfolgt worden und ihnen praktisch im letzten Moment entkommen. Alle anderen Hotelgäste waren von diesen Bestien getötet worden.[1]

Die Polizei stand vor einem Rätsel. Offiziell wollte niemand zugeben, daß diese Wesen existierten. Man sprach von einem Terroristenüberfall, von einem Bandenkrieg oder Racheakt irgendwelcher konkurrierender Geheimdienste.

Die Wahrheit kannte niemand oder wollte sie nicht kennen. Vielleicht war das gut so.

Vier Zwerge lösten sich aus dem Kreis, steckten ihre Blasrohre weg, bückten sich und hoben Inspektor Le Brac hoch. Sie trugen ihn neben Suko und legten ihn dort nieder.

Ich schaute ihnen zu. Es waren häßliche Gestalten, mit uralten Gesichtern, deren Haut wie brüchiges Leder wirkte.

Auch Shao, sonst eine Schönheit, sah um keinen Deut anders aus. Und das hatte Suko so einen Schlag gegeben. Seit sie in der Kinoleinwand verschwunden war, hatten wir krampfhaft nach ihr gesucht, sie dann in einer Zwischenwelt gefunden, aber helfen konnten wir ihr nicht. Sie war entführt worden.

Im Louvre trafen wir uns wieder.

Als Zwerge…

Obwohl alles an mir mitgeschrumpft war – die Waffe, das Kreuz, mein Dolch –, dachte ich normal. Meine Gedanken waren noch nicht vom Bösen unterwandert. Ich war nach wie vor ein Feind der Dämonen und wollte auch dafür kämpfen, daß wir aus dieser Hölle wieder herauskamen. Allerdings war das im Moment so gut wie unmöglich, und ich fragte mich, was unsere Gegner noch alles mit uns vorhatten.

Etwas Gutes war es sicherlich nicht.

Ich schaute Belphegor an. Unendlich groß kam er mir vor, und seine Augen schienen noch kälter und gnadenloser zu blicken als zuvor. Er sah auf mich herab, und im sicheren Gefühl seines Sieges kräuselte er die Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

»Der große John Sinclair«, sagte er, »da liegt er nun. Zusammengeschrumpft. Als Zwerg, kein Gegner mehr für mich, sondern nur noch ein Spielzeug. Es ist aus, Geisterjäger.«

Das glaubte ich ihm wohl. Am liebsten hätte ich meine Waffe herausgerissen und ihm ein paar Kugeln verpaßt, aber wenn ich auch nur den Versuch machte, würden die Zwerge schießen.

Seltsamerweise reagierte mein Kreuz nicht. Kühl lag es auf meiner Brust. Normalerweise zeigte das Silber an, wenn eine dämonische Strahlung in der Nähe war, doch jetzt tat sich nichts.

Das ließ den Schluß zu, daß dieses Gift, mit dem die Pfeile getränkt waren, auf normalem und nicht auf dämonischem Weg hergestellt worden war.

Aber solche Überlegungen führten zu nichts. Sie brachten uns nicht weiter. Mein und auch das Ziel meiner Freunde war es, hier herauszukommen.

Und zwar in Normalgröße!

Unsere Blicke bohrten sich ineinander. Ich schaute nicht zu Boden, kapitulierte nicht vor diesem mächtigen Dämon, sondern blickte hinein in die kalten Augen, die auch zu flammenden Rädern werden konnten, wie ich es schon einmal erlebt hatte.[2]

Schließlich sprach ich ihn an. »Du willst mich töten?«

»Vielleicht…« Belphegor ließ das Wort im Raum schweben und lächelte dabei zynisch.

Ich wollte mehr wissen. »Womit?« fragte ich. »Mit der Flammenpeitsche?«

Er ging nicht auf meine Frage ein, denn Shao meldete sich. »Tu endlich etwas!« zischte sie. »Setz dein Vorhaben in die Tat um, Belphegor. Du hast es versprochen!«

Der Dämon nickte. »Ja, das werde ich.«

»Und wann?« hetzte Shao. Sie war in ihrem Haß auf uns fast noch schlimmer als Belphegor, und ich fragte mich, ob sie jemals wieder so werden würde wie früher.

Wohl kaum…

Aber ich machte mir Zukunftsgedanken und wußte überhaupt nicht, ob ich die Zukunft noch erleben durfte. Im Moment sah es jedenfalls nicht so aus.

Belphegor gab seinen Zwergendienern ein Zeichen. Sie handelten sofort, stürzten sich auf mich, und ich fühlte kalte Hände, die mich hochrissen, ohne daß ich mich dagegen wehren konnte.

Suko wurde ebenfalls gepackt. Besonders Shao tat sich dabei hervor. Sie riß ihn an den Haaren, lachte irr und spie ihn an.

Ich schloß die Augen. In meinem Innern tobte eine Hölle. Das Gefühl war kaum zu beschreiben. Wir als Zwerge, um die Hälfte der eigentlichen Körpergröße geschrumpft. Gegenstände nahmen andere Dimensionen an. Wir konnten uns nicht mehr so bewegen wie sonst und standen den einfachsten Dingen oft hilflos gegenüber.

Es war schrecklich…

Sie schleppten mich zu einer Trage. Es war ein mit Stoff bespanntes Holzbrett, und es stand auf vier Beinen. Ich wurde auf den Rücken gelegt, und mit Suko geschah das gleiche.

Die Zwerge bildeten einen Kreis um die beiden Tragen.

Belphegor sah ich nicht mehr. Er hielt sich im Hintergrund. Ein paar Zwerge waren ebenfalls verschwunden. Als sie wiederkamen, schleppten sie eine große Glashaube an, die sie über mich und die Liege stülpten.

Das Glas war nicht fein geschliffen. Ich konnte zwar

hindurchschauen, doch ich sah die Gesichter der Umstehenden als völlig verzerrte Masken.

Suko lag rechts von mir. Auch ihn deckten sie mit einer großen Glashaube ab.

Was hatte das zu bedeuten?

Seltsamerweise verspürte ich keine Angst, sondern nur eine immense Neugierde. Dabei wußte ich, daß uns eine neue Teufelei des Dämons bevorstand.

Die Zwerge traten zurück.

Ich drehte den Kopf ein wenig nach rechts und sah die Umrisse von Sukos Körper. Auch er schaute soeben nach mir, erkannte mich ebenfalls und hob die Hand. Suko war also wieder erwacht. Ich grüßte zurück.

Zum letzten Mal?

Zuerst geschah nichts. Dann verdunkelte ein Schatten die Sicht nach draußen.

Belphegor war gekommen!

Zwischen den beiden Tragen blieb er stehen und breitete seine Arme aus, so daß die Handflächen über den Glashauben zur Ruhe kamen. An seinen Mundbewegungen erkannte ich, daß er einige Sätze sprach, konnte ihm jedoch nicht von den Lippen ablesen, welche es waren.

Plötzlich veränderten sich seine Augen. Der kalte, gnadenlose Blick verschwand, die Pupillen begannen sich zu drehen. Aus dem eisigen Blau wurde ein leichtes Rosa und dann ein knalliges Rot.

Feuerrot!

Die Augen kamen mir groß vor wie Wagenräder, und dieses grelle Rot blieb nicht allein auf seine Augenpartie konzentriert, sondern wanderte als Strahl weiter.

Auf mein Gefängnis zu.

Ich hielt den Atem an.

Die roten Strahlen berührten das Glas, drangen hindurch, als wäre es überhaupt nicht vorhanden, und sie trafen mich.

Plötzlich war mein Körper eingehüllt. Gleichzeitig begann der ziehende Schmerz. Ich mußte mich beherrschen, um nicht loszuschreien, denn ich hatte das Gefühl, als würden meine Glieder zusammengepreßt. Die Kuppel über mir wuchs, verdoppelte sich.

Oder…?

Nein, es war umgekehrt.

Ich, John Sinclair, wurde kleiner und schrumpfte immer mehr zusammen…

***

Ein Schloß in Frankreich.

Im wildromantischen Loire-Tal.

Name des Schloßbesitzers: Professor Zamorra!

Zamorra war Parapsychologe, Geisterjäger und Dämonenbekämpfer. Eine Kapazität auf seinem Gebiet. Ein Mann, der Vertrauen ausstrahlte, aber auch eine unbezwingbare Härte, wenn es darauf ankam.

Und ein Mann, der wußte, welche Gefahren der Welt drohten. Die Kräfte des Jenseits wollten zuschlagen, sie lauerten in ihren ureigensten Universen und Dimensionen, warteten auf eine Schwäche der Menschen und schlugen erbarmungslos zu.

Zamorra wußte das. Oft genug schon hatte es ihn und seine reizende Sekretärin Nicole Duval in andere Dimensionen verschlagen. Sie hatten Welten zu Gesicht bekommen, die so phantastisch waren, daß man sie kaum beschreiben konnte.

Welten wie aus Märchen und Legenden.

Aber es gab sie.

Und es gab brutale Herrscher und Tyrannen, die sich diese Welten teilten, sich oft stritten, doch im Endeffekt einem nur dienten.

Dem Teufel!

Zamorra hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den Teufel und seine Heerscharen zu besiegen, doch es war ein verzweifeltes Anlaufen gegen eine Gummiwand. Schlug er einen Gegner zurück, so tauchten zehn neue auf. So ging es weiter. Die dämonischen Gegner besaßen ein unerschöpfliches Reservoir.

Als Pessimist würde man verzweifeln, doch Professor Zamorra war Optimist und stellte sich immer wieder zum Kampf.

Als Talisman trug er sein Amulett, dieses Kleinod mit den geheimnisvollen Hieroglyphen und den zwölf Sternkreiszeichen. Wie diese Symbole zueinander standen, welche Verbindung sie miteinander hatten, das hatte Zamorra bisher noch nicht herausgefunden. Er wußte nur, daß sein Amulett aus einer fernen Sonne gefertigt worden war und daß es auch noch deren konzentrierte Kraft besaß.

Der Himmel über dem Château de Montagne war bewölkt, und aus diesem Grund saßen Zamorra und Nicole Duval auch nicht draußen beim Frühstück, sondern in einem wunderhübschen Erkerzimmer mit Blick auf die Loire.

Raffael, der gute Geist des Hauses, trug das Frühstück auf. Zamorra hatte ihm das immer aus dem Kopf reden wollen, doch Raffael ließ sich darin nicht beirren.

Natürlich bediente er am liebsten die reizende Nicole Duval.

Nicole war ein Wunder der Haarpracht. Sie hatte einen Färbetick. Mal trug sie ihre Haare schwarz, dann wieder blond, manchmal auch rot oder braun – gerade so, wie sie Lust hatte.

Als sie an diesem Morgen im Frühstückszimmer erschien – Zamorra

hatte bereits Platz genommen –, dachte er, eine Zigeunerin würde den Raum betreten.

Rabenschwarz waren ihre Haare. Nicole hatte sie hinten im Nacken verknotet.

»Wie siehst du denn aus?« staunte der Professor und legte die Zeitung beiseite, in der er geblättert hatte.

Nicole schwang ihren bunten Rock zurück, drehte sich einmal um die eigene Achse, daß ihre goldenen Reifenohrringe fast waagerecht standen und setzte sich.

»Gefällt es dir nicht?« fragte sie lächelnd, und in ihren Augen tanzten helle Funken.

»Doch, doch – ich war nur ein wenig überrascht.«

»Das solltest du auch, mein Lieber.« Nicole beugte sich ein wenig zur Seite und hauchte Zamorra einen Kuß auf die Wange. »Guten Morgen, mein Lieber.«

Der Professor nahm die Liebkosung lächelnd entgegen.

Von der Tür her erklang ein Räuspern. Raffael stand dort. »Wünschen Sie Kaffee oder Tee?« Er fragte immer das gleiche, obwohl er wußte, daß Zamorra und Nicole sich für Kaffee entschieden.

Auch heute.

»Sehr wohl!« Raffael deutete eine Verbeugung an und verschwand ebenso lautlos, wie er gekommen war.

»Wie geht es dir?« erkundigte sich Zamorra. »Gut geschlafen, Cherie?«

Nicole nickte. »Nachdem du mich allein gelassen hast, bestens.«

Zamorra räusperte sich. »Na ja«, meinte er, »wechseln wir das Thema. Jane Collins hat noch nichts von sich hören lassen?«

»Nein. Aber sie müßte eigentlich schon in Paris sein. Hat sie denn gesagt, um was es geht? Ich meine, John Sinclair ist ja kein heuriger Hase, das haben wir ja selbst vor einigen Wochen im Kampf gegen die Killerpflanzen erlebt.[3] Wenn schon er nicht klarkommt, dann muß etwas Großes im Gange sein. Weißt du was Näheres, Chef?«

»Nicht viel. Jane Collins erwähnte wohl den Namen Belphegor«, erwiderte Zamorra.

»Oh, dann kann es Ärger geben.«

»Wahrscheinlich.«

Raffael servierte den Kaffee. Er schenkte die ersten beiden Tassen auch ein und wünschte einen guten Appetit.

Nicole Duval und Zamorra bedankten sich. Die aparte Französin teilte ein Hörnchen in er Mitte. »Was mich nur stutzig macht, ist, daß John Sinclair nicht angerufen hat. Ob er vielleicht zu stolz ist?«

Zamorra nahm einen Schluck Kaffee und schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht.«

»Dann ist ihm etwas zugestoßen!« vermutete Nicole.

»Das schon eher.« Zamorra wurde ernst.
Nicole bemerkte es, ließ ihr Hörnchen sinken und schaute ihn an. »Meinst du, daß etwas passiert ist?« fragte sie.
»Schon möglich.« Der Professor nahm eine Scheibe Toast und träufelte Honig darauf. »Vielleicht steckt John Sinclair in einer lebensgefährlichen Klemme, und wir wissen von nichts.«
Nicole Duval atmete tief durch. Eine V-förmige Falte erschien auf ihrer Stirn. »Mal den Teufel nicht an die Wand«, sagte sie. »In den letzten Tagen war es sehr friedlich.«
»Zu friedlich, Cherie.«
»Mir hat die Zeit gefallen«, meinte Nicole.
Zamorra lächelte. »Mir ebenfalls.«
Sie nahmen dann das Frühstück ein. Anschließend zündete der Professor sich eine Zigarette an, holte die Zeitung und blätterte darin. Vor allen Dingen die lokalen Nachrichten über Paris interessierten ihn, und er wurde stutzig, als er von den Morden las, die in einem kleinen Hotel passiert waren. Es gab widersprüchliche Zeugenaussagen. Einige Leute sprachen von Zwergen, von regelrechten Horrorwesen, doch die Reporter machten sich nur darüber lustig.
Zum Lachen war es dem Professor wirklich nicht zumute. Er las konzentriert und machte sich seine eigenen Gedanken.
»Hast du was?« erkundigte sich Nicole.
Zamorra berichtete.
»Da ist was dran«, sagte Nicole Duval sofort.
»Meine ich auch.« Zamorra blickte seine Sekretärin und Geliebte an. »Sind die Koffer schon gepackt?«
Nicole lächelte. »Schon längst.«
Da klingelte das Telefon. Es gab mehrere Apparate im Château, unter anderem auch im Frühstücksraum.
Zamorra nahm den Hörer ab. »Ah, Sie sind es, Miß Collins. Befinden Sie sich schon in Paris?«
Der Professor nickte, machte sich dann einige Notizen und sagte: »Okay, warten Sie auf uns im Hotel. Wir sind in ungefähr zwei Stunden bei Ihnen.«
Er legte auf.
Nicole räusperte sich.
»Ist was?« fragte der Parapsychologe.
»Ja. Es ist mir ein Rätsel, wie du in zwei Stunden von hier in Paris sein willst.«
Der Professor lächelte. »Ganz einfach, Cherie. Indem wir uns einen Hubschrauber nehmen.«
»Aja«, erwiderte Nicole staunend, »einen Hubschrauber.«
Zamorra lächelte. »Und er wird sogar so groß sein, daß du auch deine zahlreichen Koffer mitnehmen kannst. Der Wagen war dir ja fast

immer zu klein. Und wie ich dich kenne, bringst du mehr Kleider mit zurück, als du vorher eingepackt hast.«

Nicole stemmte beide Fäuste in die Seiten. »Nun sag nur noch, daß du dir wegen mir einen Hubschrauber nimmst?«

»Genau, Cherie, nur wegen dir.«

***

Einigermaßen zufrieden legte die Privatdetektivin Jane Collins den Hörer auf. Zamorra hatte versprochen, in ungefähr zwei Stunden bei ihr zu sein. Wie er das anstellte, war seine Sache, doch Jane war sicher, daß er es irgendwie schaffen würde.

Jane Collins war im gleichen Hotel abgestiegen wie ich. Das Hilton Paris bot eben den Komfort, den ein verwöhnter Mensch brauchte. Nur lag Janes Zimmer zwei Stockwerke höher.

Die Detektivin zündete sich eine Zigarette an, dachte nach und griff dann wieder zum Telefon. Diesmal führte sie ein Gespräch innerhalb des Hauses.

Jane erkundigte sich bei der Rezeption, ob ein Mr. Sinclair eingetroffen war.

»Tut mir leid, Miß Collins, aber Mr. Sinclair ist noch nicht zurückgekehrt.« Die Stimme des Mannes am Empfang blieb gleichbleibend glatt und unpersönlich.

Da war nichts zu machen für die gute Jane.

Natürlich machte sie sich Sorgen, sonst wäre sie nicht in die Stadt an der Seine geflogen. Ein Vergnügungsbesuch war das sicherlich nicht, denn sie wußte mich in Gefahr. Caroline Potter, die sich fast zu einem Medium entwickelt hatte, gab Jane Bescheid. Und die Detektivin hörte auf das Mädchen, das einmal die Freundin eines grauen Riesen gewesen war und das man deshalb in eine psychiatrische Klinik gesteckt hatte. Ein grauenhaftes Schicksal, aber Jane hatte dem Mädchen versprochen, es aus der Anstalt zu holen.

Natürlich hatte die Detektivin auch mit Sir Powell über all die Dinge geredet. Der Superintendent jedoch hatte sich ziemlich stur gezeigt. Das heißt, Jane fuhr auf eigene Faust nach Paris. Von der britischen Polizei bekam sie keinerlei Unterstützung, und sie konnte auch keine Rückendeckung erwarten.

So sah die Lage aus.

Zum Glück jedoch gab es da noch einen Professor Zamorra. Und sich dessen Unterstützung zu sichern, war manchmal besser, als die gesamte Polizei hinter sich zu wissen. Zamorra kannte die Szene, er war der Spezialist für übersinnliche Fälle – und ein Freund von John Sinclair.

Jane Collins verließ sich auf den Professor, denn wenn er nicht kam, war sie verlassen.

Zwei Stunden, hatte Zamorra gesagt. Jane überlegte, was sie mit der Zeit anstellen sollte. Recherchen auf eigene Faust unternehmen? Sicherlich. Nur stellte sich die Frage: Wo sollte sie anfangen? Welche Spuren und Hinweise hatte sie?

Der Louvre!

Das war eine Spur.

Lohnte sich eine Besichtigungstour? Jane überlegte. An und für sich war die Zeit zu kurz. Sie mußte schließlich noch hinfahren, und den riesigen Komplex des Museums kannte sie so gut wie überhaupt nicht. Jane hatte während ihres Studiums mal eine Fahrt nach Paris unternommen und auch den Louvre besichtigt, aber das war lange her.

Wenn, dann wollte sie mit Professor Zamorra gemeinsam in den Louvre gehen, aber nicht während der offiziellen Besuchszeit.

Das Telefon summte.

Der Mann an der Rezeption war am Apparat. Er gab nur Bescheid, daß der Leihwagen bereitstünde.

Jane bedankte sich. Sie hatte sich einen grünen Renault 5 geliehen. Ein kleines, wendiges Auto. Richtig für den Stadtverkehr.

Der Wagen stand in der Tiefgarage in einer extra abgeteilten Box für sie bereit.

Bis jetzt hatte Jane Collins von dämonischen Einflüssen noch nichts bemerkt. Sie hatte sehr wohl die Gazetten studiert und auch die Geschichte über den riesigen Knochenmann gelesen, der eines Nachts den Eiffelturm umfaßt hielt. Manche hielten dies für eine Massensuggestion, andere wiederum für einen Scherz. Doch Jane Collins glaubte daran, daß es dieses riesige Skelett tatsächlich gab.

Es war der Schwarze Tod!

Erzfeind des Teams um John Sinclair!

Bevor Jane Collins losfuhr, wollte sie noch eine Dusche nehmen. Das war eine Sache von zehn Minuten. Die Detektivin schlüpfte in frische Kleidung – eine leichte Stretchcordhose, Bluse und Pullunder –, fuhr leicht mit dem Stift über ihre Lippen und verließ das Zimmer.

Jane schritt über den mit Teppichboden ausgelegten Gang zu einem der zahlreichen Lifts.

Sie holte ihn nach oben, stieg ein und wartete, daß sich die Türen schlossen.

Dann drückte sie den Knopf zur Tiefgarage.

Der mahagonigetäfelte Lift schoß nach unten. Jane Collins fuhr nicht sehr gern mit dem Aufzug. Sie kam sich immer vor wie in einem Gefängnis.

Und auch hilflos…

Zehn Sekunden verstrichen.

Normalerweise hätte der Lift sein Ziel längst erreicht haben müssen, aber er fuhr immer noch.

Jane Collins krauste die Stirn. Da stimmte etwas nicht. Sie drehte den Kopf und schaute sich die Knopfleiste an. Der äußere Rahmen war erleuchtet, doch die Knöpfe glühten dunkelrot.
Warum?
Und der Lift fuhr weiter.
Jane bekam es mit der Angst zu tun. Plötzlich wurde ihr klar, daß sie in einer Falle saß.
Die anderen waren schon da.
Dann hatte Jane Collins das Gefühl, als würde sie irgendwo schweben. Zwischen den Stockwerken, zum Beispiel.
Oder zwischen den Dimensionen?
Auf jeden Fall stand der Lift.
Mit einem großen Schritt hatte Jane die Knopftafel erreicht. Sie drückte den Notruf – es tat sich nichts.
Hastig schlug sie ihre Finger auf die anderen Knöpfe, aber wiederum zeigte sich keine Reaktion.
Jane Collins war gefangen. Sie spürte, daß sich ihre Haut urplötzlich zusammenzog. Hart preßte sie die Lippen aufeinander, öffnete dann ihre Handtasche und tastete nach der kleinen Astra-Pistole. Ein wenig von ihrer alten Sicherheit kehrte zurück.
Jane warf einen Blick auf ihre Uhr – und erschrak.
Die Zeiger bewegten sich nicht mehr, die Zeit war stehengeblieben. Sie existierte nicht mehr. Jane Collins, die Privatdetektivin, schwebte zwischen den Zeiten.
Ein Phänomen…
Es war still geworden.
Totenstill…
Jane Collins hörte nur das Rauschen des Blutes in ihren Adern und vernahm überlaut den eigenen Herzschlag. Sie atmete unwillkürlich schneller.
Was hatte man mit ihr vor?
Jane merkte, daß sich in ihren Handflächen der Schweiß sammelte. Das kam von der Angst, die sie doch langsam, aber sicher beherrschte. Dieses mahagonigetäfelte quadratische Grab konnte Jane Collins schon wahnsinnig machen.
Dann verlöschte das Licht.
Die Detektivin schrie unwillkürlich auf, so plötzlich war alles über sie gekommen.
Doch die Notbeleuchtung brannte.
Ein düsteres rotes Glosen. Die Birne kam Jane Collins vor wie das Auge eines Zyklopen. Sie befand sich über der Tür und schien die Detektivin höhnisch anzulächeln.
Sollte sie das als Hinweis auffassen? Als einen Tip, doch den Fahrstuhl zu verlassen? Wenn ja, was erwartete sie hinter der Tür?

Eine Etage sicherlich nicht, und deshalb traute Jane Collins sich nicht, die Kabine zu verlassen.

Es blieb still.

Sekunden verrannen.

Da hörte Jane das Geräusch. Sie erschrak, drehte sich um, doch nichts war zu sehen. Janes feine Nackenhärchen stellten sich hoch. Unsichtbar kroch das Grauen in die quadratische Aufzugskabine.

Wieder ertönte das Geräusch.

Ein widerliches Kratzen und Schaben, und es ertönte über ihr. Janes Augen wurden groß. Ihre Blicke wanderten zu der ebenfalls getäfelten Decke.

Dort war jedoch nichts zu sehen. Also mußte das Schreckliche, das Grauenhafte auf dem Fahrstuhldach lauern.

Deutlich sah Jane Collins die kleine Klappe, deren Umrisse sich klar von dem dunklen Deckenholz abhoben.

Diese Klappe konnte von innen, als auch von außen geöffnet werden.

Jane schluckte.

Und die Klappe wurde hochgehoben. Jemand, der auf dem Dach saß, öffnete sie.

Zoll für Zoll…

Jane Collins stand wie festgeleimt auf dem Fleck. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt, die Fingernägel gruben sich tief ins Fleisch hinein.

Angst überkam sie.

Ein glühendes Augenpaar…

Drohend schaute es auf Jane Collins herab. Kichern, Lachen. Es klang geifernd und schlimm.

Janes Angst wurde stärker.

Weg, nur weg. Raus aus diesem engen Fahrstuhl. Aber wohin? Wo stand der Lift überhaupt? Zwischen den Etagen? Oder befand sie sich überhaupt nicht mehr im Hotel? War sie auf irgendeine magische Art und Weise durch die Dimensionen geschleudert worden?

Die Detektivin nahm alles an, aber sie wollte Gewißheit haben. Und den endgültigen Ausschlag, sich von der Stelle zu rühren, gab der Arm mit der gekrümmten Hand, der plötzlich aus der geöffneten Klappe auftauchte und nach Jane greifen wollte.

Die Detektivin sprang zur Seite. Ein rascher Schritt nach vorn brachte sie bis an die Tür. Sie schaute nicht mehr zurück, wollte gar nicht sehen, was sich hinter und über ihr tat. Sie wollte nur dieses Gefängnis verlassen.

Jane Collins warf sich gegen die Tür.

Sie schwang auf!

Jane stolperte über die Schwelle – und blieb wie angewurzelt stehen.

Vor ihr standen zwei Zwerge. Wie auf ein geheimes Kommando hin hoben sie ihre Blasrohre und drückten sie gegen die Lippen…

***

Das rote Licht hatte das gesamte Innere der gläsernen Kugel durchflutet. Ich kam mir eingehüllt vor wie von den Strahlen einer glühenden Sonne – und ich wurde immer kleiner.

Ja, kleiner!

Unvorstellbar, aber wahr.

Mein Körper schrumpfte mehr und mehr. Noch konnte ich durch das Glas an beiden Seiten schauen, blickte in grinsende, riesige Gesichter, las darin Hohn und Triumph.

Immer größer wurden die Gesichter für mich. Die weiße Unterlage, auf der ich lag, erinnerte mich an ein gewaltiges rotgefärbtes Leichentuch.

Wie weit würde der Schrumpfungsprozeß gehen?

Ich wagte gar nicht, daran zu denken, während ich immer kleiner wurde. Unter großen Mühen drehte ich mich zur Seite, und es gelang mir, einen Blick durch das Glas zu werfen.

Suko schrumpfte ebenfalls ein!

Ich selbst war mir über meine jetzige Größe gar nicht so bewußt gewesen, doch als ich Suko nun sah, hatte ich das Gefühl, einen Schlag bekommen zu haben.

Der Chinese war nicht größer als ein Baby!

Demnach mußte auch ich diese Größe besitzen.

Einer der Zwerge schob sich in mein Blickfeld. Es war Shao. Jetzt kam sie mir vor wie ein Riese. Sie legte ihre Hände gegen die Kuppel. Ich sah die Finger, und sie wirkten aus meiner Perspektive groß wie Schlagstöcke. Es war schlimm.

Der Schrumpfungsprozeß ging weiter.

Ich wurde immer kleiner.

Zum Glück gab es bei diesem Vorgang keinerlei Schmerzen. Nur ein etwas unangenehmes Ziehen blieb, aber das ließ sich noch ertragen.

Bald konnte ich das Dach der gläsernen Kuppel nicht mehr sehen, so winzig war ich mittlerweile geworden.

Das wabernde rote Licht umgab mich wie ein riesiges Meer, das sich weiter und weiter ausdehnte und für mich zu einem feurigen Universum wurde.

Trotz der geringen Körpergröße arbeiteten meine Gedanken klar und präzise.

Ich war mir darüber klar, in welch einer schlimmen Lage ich mich befand und daß ich aus eigener Kraft mich nie mehr würde befreien können. Auf Suko konnte ich mich ebenfalls nicht verlassen, denn ihm ging es nicht anders als mir.

Wir waren also zur Niederlage verdammt und mußten nur noch ums Überleben kämpfen. Überleben in einer Welt, die wir zwar kannten, die uns aber doch ungeheuer fremd sein würde.

Eine Fliege konnte schon zum Monster werden…

Allein der Gedanke an diese Dinge trieb mir den kalten Angstschweiß auf die Stirn. Sekundenlang flackerte die Panik in mir hoch. Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß der Tod eine direkte Erlösung gegen das war, was uns noch bevorstand.

Ich schrie.

Meine eigene Stimme hörte ich laut und deutlich in den Ohren widerhallen, aber für andere war dieses Schreien wohl nicht mehr als ein dünnes Piepsen.

Mein Mut sank…

Ich nahm überhaupt nichts mehr wahr, nur noch dieses rote, allumfassende Meer, in dem ich gefangen war wie in einem fremden Universum.

Plötzlich hörte das Ziehen auf.

Der Verkleinerungsprozeß stoppte.

War die Grenze erreicht?

Sie war es in der Tat. Das rote Licht verschwand. Ich lag wieder unter der Kuppel, die mir so immens hoch erschien wie ein Wolkenkratzer dem normalen Menschen.

Mein Atem ging schwer und keuchend. Ich war in Schweiß gebadet und wartete darauf, daß die Kuppel abgehoben wurde.

Zwei gewaltige Hände faßten nach dem Glas. Sie kamen mir vor wie die Fäuste von Titanen.

Die Kuppel verschwand.

Frischere Luft strömte in meine Lungen, und ich atmete tief durch.

Sie hatten mich eingekreist.

All die teuflischen Zwerge standen um meine Liege herum, lachten, kicherten, geiferten. Ihre Laute dröhnten in meinen Ohren wider. Ich hielt sie mir zu und brüllte: »Aufhören, hört doch auf!«

Sie hörten nicht auf. Die dämonischen Wesen tanzten um die Trage herum. Die Szene erinnerte mich an den Tanz um das Goldene Kalb. Auch da benahmen sich die Leute nicht anders.

Sie triumphierten.

Aus ihrer Sicht hatten sie allen Grund dafür.

Ich krümmte mich auf dem gewaltigen weißen Laken, das mir jetzt wie eine unendliche Schneefläche vorkam. So glatt, so weiß und faltenlos. Immer mehr überfiel mich das Grauen. Immer stärker wurde ich mir meiner eigenen Hilflosigkeit bewußt.

Es war kein Traum. Er war die Wirklichkeit. Die gemeine, gnadenlose Wirklichkeit.

Und ich, der Geisterjäger John Sinclair, steckte mittendrin. Wie auch mein Freund Suko. Ihn sah ich nicht, da die Körper der Zwerge mir die Sicht nahmen.

Ich wälzte mich auf den Bauch, versuchte davonzukriechen, wurde

dann am Nacken gepackt, hochgehoben und wieder fallen gelassen. Besser konnte man mir die eigene Hilflosigkeit nicht demonstrieren.

Auf dem Bauch blieb ich liegen.

Fertig, ausgepumpt, leer…

Ich schnappte nach Luft, keuchte und preßte mein kleines Gesicht gegen das helle Laken.

War der Tod schlimmer?

Dann hörte ich Belphegors Stimme. Das Organ eines Siegers. »Dreht ihn herum, den Würmling!« Er sagte Würmling, und mehr war ich nicht.

Abermals faßte man nach mir, rollte mich auf den Rücken, und ich schaute wieder in die verzerrten, fremden Dämonengesichter der wütenden Zwerge.

Dann kam seine Hand!

Riesengroß erschien sie mir. Ich bekam Angst und hob abwehrend meine kleinen Arme. Die Hand wurde gedreht, und etwas blendete mich, so daß ich die Augen schloß.

»Sieh her!« forderte mich eine laute Stimme auf.

Ich öffnete die Augen wieder.

Belphegor hielt mir einen Spiegel vors Gesicht. Ich sah mich, winzig, nicht größer als ein Bleistift.

Ich, John Sinclair, war zu einem Mikromann geworden!

***

Es dauerte Sekunden, bis ich mir über meine Lage im klaren war. Dann aber traf mich das Grauen mit voller Wucht. Ich kam mir vor wie ein Staubkorn, das jederzeit von einem Windstoß fortgeweht werden konnte.

Der Spiegel zeigte mir mit gnadenloser Präzision mein wahres Aussehen. Er log nicht!

Es ist mir unmöglich, die Schrecken zu beschreiben, die ich empfand. Niemand kann sich in meine Lage versetzen. Ich war so furchtbar allein, wie damals, als man mich in einen Sarg gesteckt und lebendig begraben hatte. Hier bekam ich zwar noch Luft, konnte atmen, mich ausdrücken. Aber ich würde bei meinen Gegnern keine Gnade finden. Sie wollten nur eins.

Meinen Tod!

Aber sie hatten sich etwas Besonderes ausgedacht, denn das war mir schon immer versprochen worden. Nicht einfach eine Kugel für John Sinclair, nein, wenn ich starb, dann sollte es den Dämonen gefallen, und sie sollten ihre Freude daran haben.

War der Zeitpunkt nun erreicht?

Der Spiegel verschwand. Ich atmete auf.

Dann fragte Belphegor: »Wie ist es, Sinclair, fühlst du dich gut als

Würmling?«

Ich verkniff mir eine Antwort, denn ich gönnte ihm keinen Triumph. Nicht Belphegor und nicht dem Schwarzen Tod.

Er lachte, und dieses Gelächter dröhnte mir wie Donnerhall in den Ohren. »Was glaubst du, Sinclair, welche Späße wir für dich noch bereithalten?«

Wieder schwieg ich, denn ich besaß genügend Phantasie, um mir ausmalen zu können, was mit mir geschah.

Ich verdrängte diese Gedanken. Sie würden früh genug auf mich zukommen.

Noch war alles harmlos…

Belphegor beugte sich weit über mich. Ich mußte ihm ins Gesicht starren. Seine kalten, gnadenlosen Augen kamen mir vor wie zwei riesige Seen. Der Mund war ein dicker Spalt in seinem glatten Gesicht, und als sein Atem mich traf, hatte ich das Gefühl, von einem Windstoß berührt zu werden.

Ich rollte zur Seite.

Dann kam seine Hand. Er hielt sie über mich, spreizte die Finger.

Ich atmete schneller.

Diese riesige Hand flößte mir Angst ein. Sie erinnerte mich an einen Fall, der fast zwei Jahre zurücklag und mich auf einen Rummelplatz geführt hatte.[4]

Dort tauchte auch eine riesige Hand auf.

Ich bekam Atembeschwerden. Es war die nackte Angst, die mir so fürchterlich zusetzte. Wenn Belphegor sie jetzt fallen ließ, dann würde er mich zerquetschen.

Er tat es nicht, sondern ballte die Hand zur Faust.

»Damit, Sinclair«, flüsterte er, »wollte ich dich töten. Nun aber habe ich mir etwas anderes ausgedacht. Alle deine Feinde sollen sehen, was aus dir geworden ist, und alle Feinde repräsentiert ein Dämon. Mein Freund, der Schwarze Tod. Ihn werde ich dir auf dem Silbertablett servieren, wie es so schön in einer Umschreibung heißt. Und er wird sehen, wie hilflos du bist.«

Ich glaubte dem Kerl aufs Wort. Die Freude des Schwarzen Tods konnte nicht größer sein, als mich völlig hilflos zu erleben.

Es war sein Sieg, sein Triumph. Ich hatte verloren.

Und das ließ mich Belphegor spüren. Er krümmte seinen Zeigefinger und stieß mich an.

Ich wurde herumgerollt. Er stieß weiter und wollte sich dabei halb totlachen.

Wenn er es mal täte, dachte ich, während ich gleichzeitig die Zähne zusammenbiß, um vor Wut nicht laut loszuschreien.

Endlich kam ich zur Ruhe. Ich hob meinen Kopf an, schaute nach vorn und bekam einen Schreck.

Ich lag an der Kante der Trage. Und schaute in eine gähnende Tiefe.

Ein normaler Mensch hätte bei dieser Distanz nicht einmal müde gelächelt, mir aber kam die Tiefe so unauslotbar vor, daß ich anfing zu frieren. Irgendwo unter mir mußte sich der Boden befinden. Nur sah ich ihn nicht.

Ein schreckliches Gefühl.

»Angst?« hörte ich Belphegors Stimme.

Ich schwieg.

Er lachte wieder, und seine Zwerge stimmten mit ein. Ihnen machte es auch Spaß, einen Menschen leiden zu sehen. Schließlich waren sie selbst klein und wurden von anderen belächelt. Eine fast natürliche Reaktion.

Belphegor hob mich hoch. Ich hing zwischen zwei Fingern, Seine Hand wanderte eine Idee weiter, so daß ich über dem Abgrund schwebte. »Was meinst du, was geschieht, wenn ich dich jetzt fallen lasse?« höhnte er, und sein Atem blies mir ins Gesicht.

»Dann werde ich mir alle Knochen, brechen«, erwiderte ich mit lauter Stimme, wußte aber, daß es nur ein Piepsen war. Wenigstens für Belphegor.

»Ja, das würdest du«, sagte er. »Aber ich bin nicht so. Ich lege dich zurück, du Wurm.«

Ich rollte wieder auf die Liege. In der Rückenlage blieb ich liegen, hatte die Augen weit aufgerissen und starrte in sein Gesicht.

»So«, sagte Belphegor, »genug des Spiels. Jetzt wird es langsam Ernst, John Sinclair. Du mußt dich in deiner Welt bewähren. Überlebst du, um so besser für dich. Gehst du unter, hast du Pech gehabt. Es kommt jetzt nur auf dich an, Freund…«

Freund hatte er mich genannt. Ein Hohn, eine Lästerung…

Belphegor fuhr fort. »Und denke immer daran, daß wir dich töten können.«

Ja, daran dachte ich. Ich war in ihrer Hand. Sie konnten mit mir machen, was sie wollten. Und es lag an ihnen, wann, wo und wie sie mich umbrachten.

Am meisten hatte ich Angst vor der Verbannung in die Unendlichkeit. Als »Strandgut« zwischen den Dimensionen zu treiben, im Mahlstrom der Unendlichkeit.

Dieses Schicksal hatte man mir schon manches Mal versprochen, und ich fürchtete mich davor.

Dann lieber ein schneller Tod…

Aber das hatte Belphegor wohl auch nicht vor, da er seinen Triumph erst noch voll auskosten wollte. In mir glühte ein wahnsinniger Hoffnungsfunke, daß ich es vielleicht doch noch schaffte. Eventuell gab es noch eine Chance.

Aber wer wußte alles, daß Suko und ich uns hier unten unterhalb des

Louvre-Kellers befanden?
Eigentlich keiner. Jane Collins? Konnte sein. Ihr war bekannt, daß ich nach Paris geflogen war. Wie aber sollte sie auf den Gedanken kommen, mich hier zu suchen?
Nein, da war nichts drin.
»So, John Sinclair«, vernahm ich wieder die Stimme des Dämons. »Jetzt fangen wir mit unserem Spielchen an.«
Ich drehte den Kopf und erwartete, daß seine Hand kommen würde, um mich hochzuheben. Sie kam nicht. Statt dessen gelangte etwas anderes in mein Blickfeld. Etwas aus Stahl, das aufblitzte, als es von einem Lichtstrahl getroffen wurde.
Weit riß ich die Augen auf.
Das Unbekannte flößte mir Angst ein, da ich es nicht identifizieren konnte.
Dann war es da.
Ich sah zwei lange, in der Nähe der Spitze geriffelte Stahlspangen, die dicht vor meinem Körper auseinandergebogen wurden, und plötzlich wußte ich, was es war.
Eine Pinzette!
Belphegor wollte mich mit einer Pinzette hochheben.
Er zögerte nicht. Bevor ich mich noch versah, klemmten die beiden Backen des Instruments um meinen Körper, und im nächsten Moment wurde ich hochgehoben.
Ich verhielt mich ruhig, strampelte nicht mit Armen und Beinen, sondern senkte den Kopf und schaute nach unten. Dort schwebten die Gesichter der Zwerge. Blicke verfolgten mich. Ich sah das Grinsen auf den Lippen und schloß die Augen.
Belphegor machte eine etwas zu schnelle Handbewegung, und mir wurde schwindlig.
Der Dämon schaffte mich zu dem großen Labortisch. Dort standen unter anderem auch zwei Erlenmeyerkolben, jene Gefäße, die einen relativ schmalen Hals besitzen, sich nach unten jedoch verbreitern und durch die große Grundfläche eine sichere Standfestigkeit haben.
Schon schwebte ich über der Öffnung.
Belphegor lachte. Dann sagte er: »Jetzt!«
Die beiden Pinzettengriffe sprangen auseinander. Ich rutschte heraus und fiel.
Schräg glitt ich durch die Öffnung, streckte sofort die Arme aus, um mich irgendwo an der Glaswand abzustützen, damit ich nicht mit voller Wucht auf dem Grund landete.
Es gelang mir nur halb. Die Aufprallwucht war so stark, daß ich nach hinten kippte, mich fast überschlug, mich aber dennoch etwas abstützte und ziemlich unbeschädigt auf dem Hosenboden landete.
Da saß ich nun.

Ich konnte bequem durch die Glaswand schauen und sah das zu einem höhnischen Triumph verzerrte Gesicht des Dämons.
Belphegor lachte.
Sein Gesicht floß dabei förmlich in die Breite, und in mir stieg die kalte Wut hoch.
Er klopfte mehrmals mit dem langen Fingernagel gegen die Glaswand. Die Geräusche donnerten in meinen Ohren, und ich zuckte unwillkürlich zurück, was bei Belphegor einen weiteren Heiterkeitsausbruch zur Folge hatte. Dann aber wandte er sich ab und ging wieder auf die beiden Tragen zu.
Suko wurde geholt.
Wie ich zappelte auch er zwischen zwei Pinzettenarmen. Aber diesmal hielt nicht Belphegor die Pinzette, es war Shao. Ihr bereitete es ebenfalls eine diebische Freude, ihren ehemaligen Freund so leiden zu sehen. Sie sprach sogar mit ihm. Leider konnte ich nicht hören, was sie ihm alles sagte. Komplimente waren es sicherlich nicht.
Für Suko stand der zweite Erlenmeyerkolben parat. Als er über der Öffnung schwebte und die zwergenhafte Shao ihn fallen lassen wollte, spreizte Suko blitzschnell Arme und Beine und konnte sich so mit seinen kleinen Händen am Glasrand festklammern.
Ich lächelte. Gleichzeitig durchströmte mich ein warmes Gefühl, daß man ruhig als Hoffnungsfunken bezeichnen konnte.
Suko hatte noch nicht aufgegeben. Der Chinese war der alte Kämpfer geblieben.
Und das freute mich.
Shao jedoch weniger.
Sie nahm die Pinzette und bog damit Sukos Finger zurück. In mir schoß die Wut wie eine Flamme hoch, so hilflos mit ansehen zu müssen, was mit meinem Freund geschah.
Suko konnte sich nicht mehr halten. Er rutschte ab und fiel. Der winzige Chinese überschlug sich in der Luft, fing sich jedoch und rollte geschickt über die Schulter ab, als er zu Boden prallte.
Dann stand er auf, schaute nach oben, hob den Arm und schüttelte drohend die Faust, worüber Shao und ihr Herr Belphegor sich köstlich amüsierten.
Suko ließ den Arm sinken und drehte sich so, daß er durch das Glas und gleichzeitig mich anschauen konnte.
Unsere Blicke trafen sich.
Wir standen nur wenige Zoll voneinander entfernt und waren doch unerreichbar füreinander. Es war unmöglich, an der glatten Wand hochzuklettern. Wir würden sofort wieder hinabrutschen.
Sukos Gesicht zeigte einen gequälten Ausdruck, doch ich glaubte auch, in seinen Augen einen unbändigen Willen zu lesen.
Nur nicht aufgeben!

Ich würde es nicht, sondern auch als Winzling kämpfen, solange noch ein Funken Leben in mir steckte.
Ich tastete nach meinen Waffen.
Pistole, Kreuz, Dolch, magische Kreide – es war alles noch vorhanden.
Nur eben verkleinert, so daß ich gegen einen normalen Gegner damit nichts anfangen konnte. Es würde für meinen Widersacher ein leichtes sein, die Kugel aufzufangen, die ich aus meiner Mini-Beretta abfeuerte.
Belphegor war verschwunden, und auch von den Zwergen sah ich nichts mehr.
Dafür kam ein anderer.
Ich sah ihn zwar nicht, doch ich spürte seine Aura. Es war, als würde mich trotz des Glaswandschutzes ein kalter, böser Hauch streifen. Etwas unbeschreiblich Grauenhaftes näherte sich.
Der Schwarze Tod…
Ich preßte mich eng gegen die Wandung, so daß ich besser durchschauen konnte.
Da sah ich ihn.
Belphegor ließ ihm großzügigerweise den Vortritt, wie der Schüler es dem Meister eben schuldig ist. Eine dunkle, massige Gestalt löste sich vor dem Rot der glosenden Wände und näherte sich dem Labortisch. Er kam in seiner typischen Haltung.
Die Knochenhände hatte er in seinen langen Ärmeln versteckt. In seinem dunklen Gesicht – einer Skelettfratze – regte sich nichts, als er den Labortisch ansteuerte. Er trug wieder seinen bis zum Boden reichenden Mantel, und in den Augenhöhlen erstrahlten die Pupillen in einem matten Weiß.
Vor dem Labortisch blieb er stehen. Dann streckte er einen Arm aus. Ich sah die Faust auf den Erlenmeyerkolben zukommen und erwartete, daß er ihn zerschmettern würde. Doch kurz davor öffnete er die Faust, und fünf skelettierte Finger umspannten den Hals des Kolbens.
Er hob ihn hoch.
Das geschah ruckartig, so daß ich das Gleichgewicht verlor und hinfiel.
Der Schwarze Tod lachte.
Es war ein dumpfes, drohendes, schadenfrohes Gelächter, wie es nur die Hölle selbst ausspeien konnte. Jetzt befand ich mich buchstäblich in seiner Hand. Wie oft hatte er sich das gewünscht. Wie oft mußte er mich verflucht haben, als ich ihm Niederlage auf Niederlage bereitete, ihn jedoch nicht so empfindlich treffen konnte, daß er vernichtet wurde.
Nun dies.
»John Sinclair!« Er sprach meinen Namen aus, betonte jede Silbe,

und der Haß ließ seine Stimme klirren. »Endlich habe ich dich. Du bist in meiner Gewalt. Ich könnte den Kolben hochheben, ihn zu Boden schmettern und dich dann zertreten. Aber das schenke ich mir. So billig will ich meine Rache nicht. Ich will dich kämpfen und leiden sehen, bevor ich dich und deinen Freund, den Chinesen, dorthin schicke, von wo es keine Wiederkehr mehr gibt. Du wirst dort enden, wo auch die Seelen der Dämonen umhertreiben, wo ich zwar hinkann, doch machtlos bin, da ich keine Dämonenseele aus diesem Reich herausholen kann. Dort wirst du alte Bekannte treffen. Ich habe schon mit ihnen gesprochen. Sie freuen sich auf dich, und auch der Spuk hat bereits einen Platz für dich vorbereitet. Denn er ist der Hüter in diesem Reich, und er haßt dich ebenso wie ich. Das, John Sinclair, wird dein Schicksal sein – falls du überlebst. Denn es ist nicht so einfach. Wir haben uns für dich etwas Besonderes ausgedacht, glaube mir, Geisterjäger.«

Ich nahm ihm jedes Wort ab, und ich wäre ein Lügner gewesen, würde ich behaupten, ich hätte keine Angst gehabt.

Doch, ich hatte Angst.

Verdammt große sogar. Denn es gab einfach für mich keine Möglichkeit, aus diesem gläsernen Gefängnis zu entwischen. Auf die Hilfe meiner Freunde konnte ich mich auch nicht verlassen. Sie hatten mir zwar oft das Leben gerettet, aber diesmal waren sie weit, weit weg.

Nichts lief mehr…

Der Schwarze Tod ging in die Knie. Übergroß sah ich sein Gesicht, und plötzlich wurden auch seine Augen rot und präsentierten mir ein Abbild des Höllenfeuers.

Ich schauderte, winkelte den Arm an und hielt ihn vor meine Augen, um nicht in dieses kalte, mörderische Feuer hineinschauen zu müssen, wo das absolut Böse hauste.

Der Schwarze Tod erhob sich wieder und wandte sich um. »Belphegor!« rief er.

Der Dämon kam.

»Hast du alles bereit?«

»Ja.«

»Gut, dann soll Sinclair zeigen, was er kann. Ich bin mächtig gespannt darauf.«

Ich war es auch. Welche Teufelei hatten die beiden Dämonen ausgeheckt?

Zeit verstrich.

Ich warf einen raschen Blick zu Suko hinüber. Er stand dicht an der Glaswand und schaute in meine Richtung. Auch er hatte die Worte des Schwarzen Tods vernommen, und ich las die Sorge in seinem Gesicht. Ich versuchte zu lächeln, doch es mißlang.

Dann kehrte Belphegor zurück.
Wieder hielt er die Pinzette in der rechten Hand. Diesmal klemmte jedoch kein Mensch zwischen den Zangen, sondern ein Tier.
Eine Spinne.
Ich erschrak bis ins Mark. Jetzt wußte ich, was diese Teufel vorhatten. Sie würden die Spinne zu mir ins Gefäß stecken, und ich konnte zusehen, wie ich mit dem giftigen Insekt fertig wurde.
Der Schwarze Tod machte eine nickende Kopfbewegung.
Belphegor lächelte. Er stand bereits vor dem Labortisch und brachte die Pinzette mit der darin klemmenden Spinne bis dicht über den Rand des Glasgefäßes.
Er zögerte noch einen Augenblick, schaute auf mich nieder und öffnete die beiden Zangen der Pinzette. Die Spinne fiel!

***

Jane Collins ahnte die Gefahr mehr, als daß sie sie spürte. Bevor die beiden Zwerge ihre Blasrohre noch voll auf sie einrichten konnten, sprang die Privatdetektivin blitzschnell vor. Dann fuhren ihre beiden Arme rasant nach links und rechts.
Jane war zwischen die beiden Zwerge gesprungen, und ihre Ellenbogen katapultierten die bösen Geschöpfe zur Seite. Einer der Zwerge kam noch zum Schuß. Der Pfeil verließ das Blasrohr, doch Jane Collins hatte den Kopf eingezogen, und zusätzlich wurde der Pfeil noch dadurch abgelenkt, daß der Zwerg zu Boden fiel.
Jane war nicht zwischen den Dimensionen gelandet, wie sie zuvor angenommen hatte, sondern in einer ganz profanen Tiefgarage, die zum Hotel gehörte.
Allerdings war dieser unterirdische Abstellplatz ungeheuer groß und sehr verwinkelt. Wie Jane bei der ersten Umschau feststellte, gab es keine Wand, vor der mehr als fünf Wagen nebeneinander stehen konnten. Dafür zahlreiche Nischen, Ecken, Kurven und Krümmungen.
Rechts der Komplex gehörte, zu den Abstellplätzen der Leihwagen, und nach dorthin wollte sich die blondhaarige Detektivin orientieren. Doch dagegen hatten die Zwerge etwas. Sie erholten sich verflixt schnell von den Schlägen und zauberten neue Giftpfeile aus ihren Taschen.
Jane besaß noch ihre Astra. Sie wollte sie aber nicht unbedingt benutzen, da sie im Augenblick für ihr Leib und Leben keine unmittelbare Gefahr sah. Außerdem widerstrebte es ihr, auf die kleinen Menschen zu schießen, auch wenn sie ihre Gegner waren.
Jane Collins hatte vor, die Zwerge auf eine andere Art und Weise auszuschalten.
Sie ging zum Angriff über!
Bevor sich der links von ihr stehende Zwerg versah, war Jane Collins

bei ihm, riß ihn an der Schulter zurück und hob ihn blitzschnell hoch, um ihn gegen seinen Kumpan zu schleudern, der bereits das Blasrohr gegen seine Lippen gepreßt hielt.

Jane Collins traf auch.

Zwerg Nummer zwei kam nicht mehr zum Schuß. Er ging unter dem Gewicht seines Artgenossen zu Boden. Die beiden Zwerge bildeten – ein Knäuel.

Jane Collins wollte endlich einmal wissen, was eigentlich gespielt wurde, deshalb stürmte sie auf die beiden zu, um sie hochzureißen.

Doch da war noch der dritte Zwerg. Er hatte auf dem Dach des Fahrstuhls gelauert, und als er merkte, daß seine beiden Freunde es nicht schafften, griff er ein.

Er stieß sich wie ein Gummimann vom Boden ab, flog mit ausgestreckten Armen durch die Luft und landete auf Jane Collins' Rücken.

Die Detektivin wurde von dem Angriff völlig überrascht. Sie hörte zwar kurz zuvor noch ein sausendes Geräusch, aber für sie war es zu spät, um noch rechtzeitig herumzuwirbeln.

Der Zwerg traf sie voll.

Plötzlich hockte er auf ihrem Rücken, und Jane hörte sein geiferndes Gelächter.

Sofort schlangen sich zwei Arme um ihre Kehle. Doch Jane war kein Schwächling. Sie drehte sich auf der Stelle, riß gleichzeitig ihre Arme nach hinten, um den Zwerg zu packen und ihn von ihrem Rücken zu reißen.

Ihre Hände griffen ins Leere.

Der dämonische Zwerg war schlau und hatte sich gedankenschnell geduckt.

Die beiden anderen sprangen inzwischen auf die Füße und formierten sich zum Angriff.

Jetzt wurde es für Jane Collins kritisch.

Nachdem ihr erster Befreiungsversuch keinen Erfolg gezeigt hatte, packte sie die Arme des würgenden Zwergs und bog sie auseinander. Es war schwierig, denn dieses Höllenwesen besaß Kräfte, die Jane ihm gar nicht zugetraut hatte.

Der Kampf wurde härter. Hinter sich hörte Jane das Geifern und Kreischen des Zwergs. Die Detektivin taumelte hin und her, drehte sich um die eigene Achse und versuchte, den beiden anderen Zwergen kein Ziel zu bieten.

Dann hatte sie den Griff gesprengt.

Mittlerweise war ihr die Luft schon knapp geworden. Sie atmete keuchend, der Atem pfiff, aber mit einem Schulterwurf schleuderte die Detektivin den Zwerg von ihrem Rücken.

Er krachte zu Boden und schrie wütend auf.

Gedankenschnell hetzte Jane zur Seite und sprang hinter eine der Stützsäulen.

Wieder pfiff ein Pfeil heran, doch die Säule deckte Jane Collins, und der Pfeil prallte gegen den Beton.

Jane zog ihre Waffe.

Da tauchte ein Wagen auf.

Er kam aus der Einfahrt, hatte die Scheinwerfer eingeschaltet, die Jane wie zwei riesige Augen vorkamen. Das Fahrzeug rollte in eine Kurve und fuhr die Bahn hinunter, die direkt auf Jane und die drei Zwerge zuführte.

Der Mann mußte sie sehen, denn das Licht blendete die dämonischen Wesen.

Jane Collins hätte dem Fahrer am liebsten eine Warnung zugerufen, aber er würde sie nicht hören. Dafür bemerkte er die drei Zwerge.

Der Fahrer bremste.

Reifen rutschten über den Beton, und plötzlich schleuderte das Fernlicht einen gleißenden hellen Teppich auf die drei dämonischen Gestalten.

Für den Fahrer mußte es ein Schock gewesen sein, diese Wesen zu sehen. Und doch war der Schock nicht so groß, daß er fluchtartig die Garage verlassen hätte.

Das Gegenteil trat ein.

Die Tür schwang auf.

Dagegen hatte Jane Collins etwas. Sie wollte nicht, daß ein Unschuldiger ins Verderben lief, denn die Zwerge kannten kein Pardon.

Der Oberkörper eines schon älteren Mannes tauchte auf.

»Vorsicht!« schrie Jane.

Der Mann verstand nicht, sondern kletterte weiter aus seinem Fahrzeug.

Noch einmal schrie Jane ihre Warnung. Der Fahrer drehte zwar den Kopf und schaute in ihre Richtung, aber er reagierte nicht so, wie Jane es sich vorgestellt hatte.

Dafür aber die Zwerge.

Sie waren zur Seite gesprungen, hatten die Blasrohre angesetzt und zielten auf den Fahrer.

Jane hob die Astra-Pistole. Sie mußte schießen, wenn sie das Leben des Unschuldigen retten wollte.

Jane Collins stützte ihren Arm gegen die Betonsäule und hoffte, daß sie trotz des diffusen Lichts traf.

Der Schuß peitschte auf.

Die Kugel jagte in die Schulter des ersten Zwergs und schleuderte ihn herum.

Sofort feuerte Jane auf den nächsten, doch es war bereits zu spät. Die

beiden anderen hatten geschossen und sich dann blitzschnell zur Seite gedreht, so daß die Kugeln sie verfehlten.

Ihre Pfeile fehlten dagegen nicht.

Die kleinen Geschosse jagten in den Hals des Mannes und blieben dort stecken.

Der Fahrer riß seinen Arm hoch, faßte nach der getroffenen Stelle und taumelte zur Seite. Er riß seinen Mund auf, und ein röchelnder Schrei drang über seine Lippen. Plötzlich gaben seine Knie nach. Weich wie Pudding wurden sie, und dann fiel der Mann schwer zu Boden.

Die beiden Zwerge stießen ein Freudengeheul aus, in das Jane Collins wahrlich nicht mit einstimmen konnte. Sie hatte zu retten versucht, was zu retten war.

Aber noch standen ihr zwei Gegner gegenüber.

Der dritte lag am Boden. Janes Schuß hatte ihn kampfunfähig gemacht. Die Detektivin verließ ihre Deckung und suchte die beiden anderen Zwerge.

Wenn sie diese dämonischen Wesen entkommen ließ, wurden andere unschuldige Personen in Gefahr gebracht, und das wollte sie auf gar keinen Fall.

Doch die beiden Zwerge dachten nicht im Traum daran, sich weiterhin zu stellen.

Sie ergriffen die Flucht.

Ehe Jane sich versah, war von den beiden nichts mehr zu sehen. Flink wie ein Wiesel krochen sie unter den abgestellten Wagen hindurch und waren verschwunden.

Die Detektivin blieb stehen.

Sie hob die Schultern, machte kehrt und trat auf den angeschossenen Zwerg zu, der auf dem Boden lag, sich seine blutende Schulter hielt und haßerfüllt zu Jane Collins hochstarrte.

Die Detektivin bückte sich. »Lass mal sehen«, sagte sie und wollte nach der Wunde schauen.

Der Zwerg schüttelte den Kopf. Dann bäumte er sich blitzschnell auf und versuchte, Jane Collins mit seinem kräftigen Gebiß zu beißen.

Die Privatdetektivin zuckte hastig zurück.

Die Zähne verfehlten sie. »Du kleiner Teufel!« zischte sie. »Da will man dir helfen und bekommt den Dank.«

Jane Collins sprang auf. Sie wollte nach dem Mann sehen, der von den beiden Pfeilen getroffen worden war. Die blondhaarige Detektivin brauchte erst gar nicht neben ihm zu stehen, um zu sehen, welche Folgen diese Treffer hatten.

Der Mann wurde kleiner. Er befand sich auf dem schnellsten Weg, ebenfalls ein Zwerg zu werden…

***

Scharf stieß Jane Collins die Luft aus. Im Augenblick wurde ihr leicht schwindlig. Es war nicht so leicht für sie, dieses Bild zu überwinden. Sie konnte buchstäblich zusehen, wie der Mann schrumpfte.

Welch ein Horror!

Zum Glück war der Mann bewußtlos geworden. Er bekam also nicht mit, was mit ihm geschah. Aber Jane Collins war klar, daß sie etwas tun mußte. Sie konnte den Mann nicht auf dem Boden liegenlassen, außerdem versperrte sein Wagen den Weg. Es war ein schwarzer Renault 30.

Jane bückte sich und zog den immer weiter zusammenschrumpfenden Fahrer kurz entschlossen hinter eine der Säulen.

Dann ging sie zu dem abgestellten Renault und wollte sich gerade hinter das Steuer setzen, als eine laute Frauenstimme ihre Ohren traf.

»Jacques! Jacques, wo bist du?«

Jane schraubte sich wieder hoch.

Ein Lift hatte gehalten, und aus ihm trat eine hochgewachsene Frau mit blond gebleichten Haaren, die sie kunstvoll zu einem Turban gedreht hatte.

»Hier, Madame!« Jane winkte. Sie konnte sich vorstellen, daß der Fahrer der Mann dieser Frau war.

Mißtrauisch kam die Blonde auf Jane Collins zu. Die Detektivin ging ihr ein paar Schritte entgegen.

»Was haben Sie mit Jacques zu tun?« fuhr die Blonde die Privatdetektivin an.

»Madame, ich möchte Ihnen etwas erklären…«

»Sagen Sie nichts!« kreischte die andere. »Sie haben meinen Mann verführt. Ich sehe es Ihnen doch an!« Ein Schwall französischer Schimpfworte folgte, von denen Jane nicht einmal die Hälfte verstand.

»Aber Madame, es war ganz anders.«

»Nein, nein.« Die grell geschminkte Blonde schüttelte den Kopf. »Ausreden, nichts als Ausreden.« Sie holte kaum Luft. »Ich kenne die Kerle und auch euch Weibsleute. Ihr seid nur scharf aufs Geld.«

»Jetzt gehen Sie zu weit!« zischte Jane Collins.

Die Frau fuchtelte mit den Händen vor Janes Gesicht herum. »Stimmt das denn nicht, was ich sage?«

Jane war es leid. Sie faßte die Frau am Arm und drehte sie herum. »Nun kommen Sie mal mit«, sagte sie und führte sie dorthin, wo der Fahrer des Wagens lag.

Die Frau wollte nicht. »Was soll ich da?« Sie kreischte. »Sind Sie verrückt?«

»Ich will Ihnen Ihren Mann zeigen, zum Henker!«

Die Blonde blieb stehen. »Wie reden Sie überhaupt mit mir?«

»Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus«, erwiderte

Jane.
Jetzt erst ließ sich die Frau mitziehen.
Jane schritt mit ihr um den Pfeiler herum, hinter dem der gewisse Jacques lag. Die Detektivin wußte, daß es für die Blonde ein Schock sein würde, aber sie wußte im Moment keine andere Möglichkeit.
»Hier soll sich mein Mann befinden?« fragte die Frau. »Wo doch sein Wagen ganz woanders steht. Was haben Sie mit mir vor?«
»Da, sehen Sie.« Jane Collins deutete mit dem Zeigefinger nach unten.
Der Mann lag dicht am Pfeiler. Er drehte den beiden Frauen den Rücken zu. Jane wußte jedoch nicht, ob er noch bewußtlos war.
»Das soll mein Mann sein?« fragte die Blonde. »Aber…«
In diesem Augenblick drehte Jacques sich um. Er wandte den Frauen sein Gesicht zu und blickte sie aus seiner Froschperspektive an.
Die Mimik der Blonden versteinerte. Doch dann malte sich unendlicher Schrecken auf ihrem Gesicht ab.
»Jacques!« kreischte sie. »Jacques, was ist mit dir? Du bist ja, du bist…«
Mehr brachte sie nicht hervor, denn ihre Knie gaben nach, und die Frau wurde ohnmächtig. Bevor sie zu Boden stürzte, fing Jane Collins sie auf.
Jetzt gab es für Jane nur eins: Sie mußte die Polizei einschalten.

***

Professor Zamorras Beziehungen waren phänomenal. Darüber konnte sich auch Nicole Duval nur immer wieder wundern. Ihr Chef kannte Gott und die Welt, und deshalb kostete ihn es nur einen Telefonanruf, um den Hubschrauber zu bestellen.
»Wenn du noch nicht gepackt hast, mußt du dich beeilen«, meinte er zu Nicole.
»Bin schon weg!« rief die quirlige Französin.
Zamorra schaute ihr lächelnd nach. Für ihn stand immer ein gepackter Koffer parat. Und das Amulett trug er sowieso meistens bei sich. Dieser silberne Talisman, in dem die Kraft eines fremden Gestirns wohnte, war im Laufe der Zeit zu einem Stück von ihm geworden. Seit er das Schloß geerbt und dessen Geheimnisse ergründet hatte, konnte er sich ein Leben ohne das Amulett gar nicht mehr vorstellen.
Zamorra hütete es wie einen kostbaren Schatz, denn wenn er das Amulett verlor, war er nahezu hilflos.
Es hing an einer silbernen Kette um seinen Hals. Wie ein Seismograph Erdbeben mißt und auch ankündigt, so warnte ihn das Amulett vor den Kräften des Bösen. Befand sich ein Schwarzblütler in unmittelbarer Nähe, so zeigte das Amulett dies durch Erwärmung an. Damit war der Professor gewarnt.

Zamorra gab Raffael noch einige Anweisungen, bevor er das Schloß verließ und auf den großen Hof trat. Hier wollte er die Ankunft des Hubschraubers abwarten.

Das Wetter hatte sich gebessert. Als hätten gewaltige Hände daran gezerrt, so war die Wolkendecke gerissen. Ein helles Blau schimmerte hindurch, und ab und zu blitzte auch ein Sonnenstrahl auf, der jedoch noch vergeblich versuchte, den Dunst über den Bergen zu durchdringen.

Auch um die Türme und Erker des Château de Montagne spielten Dunstfahnen. Sie erinnerten an lange Schleier und verbargen das Mauerwerk hinter ihrem geisterhaften Grau.

Professor Zamorra liebte das Schloß und die Umgebung. Er hatte sich daran gewöhnt und auch in den Jahren einige Umbauten vorgenommen, so daß es jetzt seinen Wünschen voll und ganz entsprach. Er konnte auch die Menschen hier verstehen, denen Bodenständigkeit über alles ging. Wen diese Landschaft einmal gepackt hatte, den ließ sie auch so leicht nicht mehr los.

Zamorra hatte sich an das Leben gewöhnt, und manchmal bedauerte er es, nur so wenig Zeit für dieses romantische Schloß zu haben, denn seine Abenteuer führten ihn oft rund um den Erdball.

Es war still. Aber keine unheimliche, sondern eine wohltuende Stille umgab den Parapsychologen. Während er noch auf dem Schloßhof stand, wanderten seine Gedanken zu John Sinclair, diesem blondhaarigen Geisterjäger, den er schätzengelernt hatte.

Sinclair und er hatten viel gemeinsam. Vor allen Dingen ließen sie sich nicht von den Mächten der Finsternis unterkriegen. Nein, sie hatten ihnen den Kampf angesagt, bis zur letzten Konsequenz. Und seit Zamorra den Zeitungsartikel gelesen hatte, wußte er, daß irgend etwas nicht stimmte.

In Paris mußte Unheil lauern. Gefahr für zahlreiche Menschen. Auch für John Sinclair…

Zamorras Gedanken konzentrierten sich auf den Geisterjäger, und plötzlich spürte er, daß seine Gedanken auf das Amulett wirkten, sich darauf übertrugen und von ihm gespeichert wurden.

Das Amulett erwärmte sich.

Aber es war kein Dämon in der Nähe.

Und wiederum zeigte sich das Amulett von einer anderen, doch nicht unbekannten Seite.

Bei diesem Amulett spielte der sogenannte Zeitfaktor eine Rolle. Das hieß, Zamorra konnte mit Hilfe des silbernen Talismannes in die Vergangenheit reisen. Er sah aber auch Ereignisse, die sich in der Vergangenheit abgespielt hatten oder gerade in der Gegenwart abliefen.

Durch den intensiven Gedankenkontakt zu John Sinclair hatte der

Parapsychologe sein Amulett und damit dessen Kräfte aktiviert.
Das Metall wurde wärmer. Zamorra mußte es von seiner Brust nehmen. Schnell streifte er die Kette über seinen Kopf und legte das silberne Amulett auf seinen linken Handteller.
Wie würde es reagieren?
Noch stärker konzentrierte der Professor seine Gedanken auf John Sinclair.
Und das Amulett ließ ihn nicht im Stich.
Das Silber, sonst hell und klar, verwischte plötzlich, da sich ein grüngrauer Nebel gebildet hatte, der um den inneren Ring waberte. Der Nebel stand nicht ruhig. Er vibrierte und zerfloß, formte sich zu Figuren, tanzte, ballte sich schließlich zusammen und wurde zu einem Rechteck, das sich langsam wie eine Leinwand aus dem Amulett erhob, in die Höhe stieg und etwa auf der gleichen Linie mit Zamorras Augen stehenblieb.
Der Parapsychologe wagte nicht, sich zu rühren. Er stand wie ein Pfahl, nur an seinen flachen Atembewegungen war zu erkennen, daß er noch lebte.
Zamorra hatte seine Umwelt vergessen. Er konzentrierte sich ganz auf das Amulett.
Und es ließ ihn nicht im Stich.
Die »Nebelleinwand« wurde plötzlich durchsichtig. Fremde Gedanken drangen in Zamorras Hirn. Gedanken, die Angst ausströmten und nach Hilfe schrien.
Aber wer befand sich in Lebensgefahr?
Der »Bildschirm« zeigte es. Zamorra schaute plötzlich in ein Gewölbe, das ihn an ein mittelalterliches Labor erinnerte, auch Hexenküche genannt.
Er sah einen langen Holztisch, auf dem zahlreiche Gefäße, Schalen und Tiegel standen.
Und er sah noch etwas.
Zwei Gläser, in denen winzige Menschen steckten.
Männer, die er kannte.
Suko und John Sinclair.
John wurde soeben von einer giftigen Spinne angegriffen…

***

Unwillkürlich schrie der Professor auf, doch im nächsten Moment war das Bild verschwunden. Die Leinwand brach buchstäblich zusammen. Sie fiel ineinander, – und das Amulett lag klar und rein auf Zamorras Hand. Nichts deutete mehr darauf hin, daß der Talisman Zamorra einen Blick über Raum und Zeit hinweg gestattet hatte.
Der Parapsychologe atmete tief durch. Er hatte das Gefühl, unter Starkstrom zu stehen. Es war schlimm für ihn zu wissen, daß sich ein

Freund in höchster Gefahr befand und er nicht helfen konnte.

Denn Zamorra wußte nicht, wo die andere Seite John Sinclair versteckt hielt. Er konnte nur hoffen, daß der Geisterjäger den Kampf mit der Spinne gewann.

Nicole kam. Sie lachte und rief: »He, Chef, träumst du? Wenn ja, dann bitte von mir!«

Zamorra drehte sich um und lächelte. »Sorry, aber ich war mit meinen Gedanken woanders.«

Nicole krauste die Stirn, und eine V-förmige Falte erschien auf der Haut. »Du hast doch etwas«, sagte sie. Nicole kannte ihren Chef lange genug, um zu wissen, wann ihn die Sorgen drückten.

»Ja«, sagte Zamorra.

Nicole nahm seinen Arm. »Was ist, Cherie, willst du es mir nicht erzählen?«

Zamorra erklärte ihr, was vorgefallen war. Auf Nicoles Gesicht malte sich der Schrecken ab. »Das ist furchtbar«, flüsterte sie. »John Sinclair nicht größer als ein Finger?«

»Es ist aber so.«

»Und Suko auch?«

Zamorra nickte.

Nicole Duval schüttelte den Kopf. »Aber was machen wir denn jetzt, Chef? Wir können doch nicht so ohne weiteres…?«

»Doch, Nicole. Wir können, und wir müssen, denn ich weiß nicht, wo John Sinclair gefangengehalten wird. Es tut mir leid, aber im Augenblick können wir nichts für ihn tun. Er muß sich schon allein helfen.«

Nicole Duval senkte den Kopf. Dann hörte sie fernes Rotorengeräusch. Als sie den Kopf hob, sah sie den Hubschrauber von Westen her das Schloß anfliegen.

Nicole atmete auf. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, und sie waren in Paris.

Dort befand sich auch John Sinclair. Sie und Zamorra würden alles versuchen, um ihn aus den Klauen der Dämonen zu befreien.

Falls, er noch lebte…

***

Ja, noch lebte ich.

Aber wie. Als Winzling – nicht größer als ein Finger – eingesperrt in einen gläsernen Kolben. Über mir eine gefährliche Spinne, die sich mit ihren Beinen an der Glaswand festhielt und ihr Opfer suchte.

Ich stand auf dem Grund des gläsernen Gefäßes, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute dem Insekt entgegen.

Bei Normalgröße hätte ich die Spinne mit einem Fußtritt zertreten, aber in diesem Fall war sie so groß wie ein Monster. Die Spinne

konnte zu meinem Mörder werden.
Ein Biß – und es war aus.
Ich erinnerte mich an das Abenteuer mit der Spinnenkönigin. Damals war es auch nur um Haaresbreite gegangen, doch da standen Sukos und meine Chancen wesentlich besser.[5]
Heute war ich allein.
Ich warf einen raschen Blick zu Suko hinüber. Er stand dicht an der Glaswandung und schaute mich an. In seinem Gesicht spiegelte sich das wider, was er für mich empfand.
Angst und Sorge.
Aber Suko war ebenfalls gefangen und konnte mir nicht helfen. Ich war völlig auf mich allein gestellt.
Noch klebte die Spinne über mir an der Wand. Anscheinend hatte sie mich noch nicht entdeckt, denn ihr Kopf mit den beiden Facettenaugen war nach oben gerichtet.
Ich wich bis an die Glaswand des Erlenmeyerkolbens. Wenn die Spinne jetzt kam, hatte sie den weitesten Weg zurückzulegen, und ich konnte mich auf ihren Angriff vorbereiten.
Sie sah schaurig aus. Ich sah die acht Beine und auch die feinen Haare, die auf ihrem Chitinpanzer wuchsen. Sie zitterten, als würden sie von einem zarten Wind gekämmt.
Meine Waffen waren mir geblieben. Doch sie waren ebenso geschrumpft wie ich. Und ich fragte mich, ob ich damit die Spinne erledigen konnte. Denn die Pistole würde keine Kugel verschießen, sondern ein Kügelchen.
So sah es aus, und das war die Wahrheit. Es hatte keinen Zweck, daran vorbeizureden oder sich etwas vorzumachen.
Hinzu kam, daß die Spinne kein dämonisches Wesen war, sondern ein völlig normales Tier. Mit meinem Kreuz konnte ich sie wahrlich nicht beeindrucken.
Mir blieb nur der Kampf.
Ich dachte darüber nach, wie die Spinne wohl vorgehen würde, konnte meine Überlegungen jedoch stoppen, da sie plötzlich aus ihrer Drüse einen Faden abwickelte, der senkrecht nach unten fiel.
Er berührte den Gefäßboden und blieb dort haften.
Und schon kam der nächste klebrige Faden. Für mich waren die Fäden dick wie Taue.
Und da wußte ich, wie die Spinne es anstellen würde. Ich sollte in ihrem Spinnennetz sterben.
Und schon war der dritte Faden da!
Diesmal in meiner unmittelbaren Nähe, so daß ich ihn berühren konnte, wenn ich den Arm ausstreckte.
Mit dem Zeigefinger der linken Hand tippte ich ihn an. Der Finger klebte, und ich hatte Mühe, ihn wieder abzuziehen.

Ich zog meinen silbernen Dolch. Er taugte nicht nur als Waffe gegen Dämonen, sondern besaß auch die Funktion eines Messers. Mit seiner Schneide hoffte ich, den klebrigen Faden zu kappen.

Waagerecht führte ich das Messer an den Spinnenfaden heran. Hatte ich erst vorgehabt, das Ding mit einem Schlag zu kappen, so sah ich mich jetzt enttäuscht. Der Faden war verdammt widerstandsfähig. Ich säbelte daran herum wie an einem alten Gummischlauch.

Der vierte Faden traf.

Er klatschte mir auf die Schulter. Ich sprang zur Seite, stolperte aber über meine eigenen Beine und fiel hin. Das heißt, nicht ganz. In einer Schräglage blieb ich hängen, konnte den Blick nach oben richten und sah einen weiteren Faden aus der Spinnendrüse quellen. Er hätte mich in Höhe der Knie getroffen, wenn ich meine Beine nicht gedankenschnell angewinkelt hätte.

So blieb er am Boden haften.

Ich vollführte mit dem rechten Arm eine Kreisbewegung, und es gelang mir, den Faden zu zerschneiden, der mit seinem unteren Ende auf meiner Schulter klebte.

Ich atmete auf. Einen Faden hatte ich geschafft, aber es wurden immer mehr. Ich kam mit meinem Messer gar nicht so schnell dagegen an.

Und ich wurde beobachtet.

Belphegor und seine Zwerge hatten sich um den Tisch herum aufgestellt. Ich sah riesengroß ihre Augen, und darin leuchtete die Gier. Sie wollten mich nicht nur kämpfen sehen, sondern auch mitbekommen, wie ich unterging.

Vielleicht gelang ihnen das sogar.

Ich war am gesamten Körper klatschnaß. Der Schweiß drang aus allen Poren. Groß über mein Schicksal nachzudenken, dazu hatte ich keine Zeit. Ich mußte zusehen, wie ich dieser Spinne Herr wurde.

Trotz meiner Bemühungen hingen bereits sieben Fäden vom Rand des Kolbens herunter. Und die, die ich gekappt hatte, bildeten klebrige Fallen auf dem Boden.

In denen ich mich verfing.

Plötzlich klebte mein rechter Fuß fest. Es war, als wäre ich in einen gewaltigen Wulst mit Kaugummi getreten. Ich kam einfach nicht mehr los, sosehr ich auch zerrte und riß. Gleichzeitig verstärkte die Spinne ihre Bemühungen, die Drüsentätigkeit nahm rapide zu.

Meine Lage wurde immer kritischer.

Die Freude der Zuschauer steigerte sich. Das las ich an ihren Augen ab.

Als ich abermals mit einer Drehbewegung einem klebrigen Faden auswich, gelangte ich mit dem Gesicht bis dicht an das Glas und hatte dabei das Glück, durch einen Zwischenraum auf das andere Gefängnis

schauen zu können, in dem Suko sich befand.

Der Chinese versuchte verzweifelt, den Erlenmeyerkolben zu verlassen. Er wollte an der Wand hochklettern, doch er rutschte immer wieder ab. Es war ein Kampf, den Suko niemals gewinnen konnte. Dann wieder trommelte er mit seinen Fäusten gegen das Glas. Er schlug verzweifelt, hatte auch seine Pistole gezogen und schoß.

Es waren wirklich nur Kügelchen, kaum so groß wie Liebesperlen. Das Glas konnte Suko damit nicht zerstören, auch nicht mit seinen Fäusten. Ermattet ließ er sich zu Boden sinken.

Ich aber kämpfte weiter.

Die Spinne war weiter nach unten geklettert und hatte einen neuen Faden gesponnen, der sich quer durch das Glasgefäß zog. Dieser Faden war für die Spinne wie eine Brücke, über die sie balancieren konnte.

Was sie auch tat.

Um mich herum sah ich nur die zitternden Fäden. Ich kam mir vor wie in einem Gefängnis mit grauweißen Gitterstäben. Nur durfte ich keinen davon berühren. Wenn ich es tat, klebte ich fest.

Zum Glück hatte ich in meiner unmittelbaren Nähe mit dem Messer eine Art Bresche geschlagen. Das heißt, ich konnte mich noch etwas bewegen, ohne Angst haben zu müssen, von den verdammten Fäden festgehalten zu werden.

Aber jetzt kam die Spinne.

Sie hatte den waagerechten Faden durch einen zusätzlichen, parallel verlaufenden verstärkt, so daß sie eine bessere Standfestigkeit besaß.

Gleichzeitig produzierte sie noch einen Zusatzfaden, den sie von dem verstärkten nach unten laufen ließ.

Daran kletterte sie herunter!

Und ihr Ziel war ich!

Ich hatte mich etwas nach hinten bewegt, gerade soweit es die klebrige Masse auf dem Boden zuließ. Breitbeinig stand ich da und erwartete das Monster.

Mit dem Vorderteil zuerst kletterte die Spinne an dem Faden herab. Ich sah ihre Facettenaugen und glaubte, darin schon die Freßlust leuchten zu sehen.

Die Spinne war ungeheuer schnell. Jedenfalls kam mir das so vor.

Ich zog meine Beretta und ließ es auf einen Versuch ankommen. Die Mündung richtete sich auf die Augen des Insekts.

Zuerst das rechte.

Ich drückte ab.

Der Schuß dröhnte mir in den Ohren. Ich war aber fast sicher, daß er außerhalb des Gefäßes gar nicht vernommen worden war. Aber er zeigte Wirkung.

Die Kugel hatte genau getroffen.

Die Spinne stoppte.

Plötzlich war das rechte Auge blind. Das winzige silberne Geschoß hatte das hauchzarte Gewebe zerstört, und meine Hoffnung wuchs.

Ich brachte die Waffe ein wenig nach links und zielte auf das andere, noch gesunde Auge.

Da ließ sich die Spinne fallen.

Ich wurde überrascht, verriß den Schuß, und die Kugel berührte einen der herabhängenden Spinnfäden, teilte ihn aber nicht einmal.

Dafür fiel mir die Spinne entgegen.

Ausweichen konnte ich nicht mehr, alles ging zu schnell.

Ich warf mich nur noch zur Seite.

Der Spinnenkörper fiel auf mich. In dieser einen Sekunde hatte ich nur den wahnwitzigen Gedanken, daß mich dieses Biest nicht biß, denn dann war ich verloren.

Die Spinne fiel auf meine Beine.

Mit dem rechten klemmte ich fest, aber das linke Bein hatte ich noch frei.

Damit trat ich zu.

Meine Sohle klatschte gegen den Spinnenkörper, und ich hatte soviel Kraft hinter den Tritt gelegt, wie ich nur eben konnte. Die Spinne würde zur Seite katapultiert und prallte gegen die Glaswand. Zwar mit ihrem Rücken zuerst, doch einen großen Zeitgewinn bekam ich trotzdem nicht, denn die Spinne war sofort wieder auf den Beinen und bewegte sich auf mich zu.

Ich hatte bei der vorausgegangenen Aktion meine Beretta verloren und traute mich auch nicht, mich danach zu bücken, denn die Spinne hätte ich dann zwangsläufig aus den Augen lassen müssen.

Wieder nahm ich das Messer.

Das Insekt war gereizt. Durch meine Abwehraktion war ihm ein sichergeglaubtes Opfer entglitten. Ein Opfer, auf das es nicht verzichten wollte.

Acht Beine besaß das Biest. Die beiden vorderen hob es hoch zum Angriff. Dazwischen schimmerten die Augen. Das eine matt, das andere normal.

Über meinem Kopf befanden sich die vorderen Beine der Spinne, und im nächsten Augenblick würden sie zuschlagen und mich aufspießen.

Da griff ich an.

Wie ein Torpedo warf ich mich vor und unter den Beinen der Spinne hindurch.

Ehe sie reagieren konnte, war meine Hand mit dem Dolch da.

Die Spitze traf das zweite Auge.

Sofort zog ich das Messer wieder hervor, als die Spinne zurückzuckte und ihren Körper herumwarf; Ich bekam einen Schlag, der mich quer durch das Gefäß und gegen einen der herabhängenden Fäden warf, wo ich hängenblieb.

Die Spinne aber war geschafft. Jetzt, wo sie ihr zweites Auge verloren hatte, taumelte sie blind umher, prallte gegen die Netzfäden, wurde zurückgeworfen, hing wieder fest und krabbelte weiter.

Ich mußte höllisch achtgeben, denn auch jetzt noch war die Spinne gefährlich. Ich traute mich nicht, an sie heranzugehen und sie zu töten.

Das erledigte Belphegor.

Ich sah wieder die Pinzette. Der Dämon hielt sie in den Erlenmeyerkolben und bekam die Spinne zu packen.

Er zog das zappelnde Tier aus dem Gefäß.

Ich atmete auf, verfolgte aber mit meinen Blicken die Spinne weiter. Belphegor legte sie auf den Labortisch, und dann schlug einer der Zwerge blitzschnell mit der flachen Hand darauf.

Der Spinnenkörper wurde zerquetscht.

So einfach war das.

Dabei hatte ich wie ein Berserker gegen das mörderische Insekt gekämpft. Diese Szene zeigte mir, wie hilflos ich war. Ein Winzling, mit dem man machen konnte, was man wollte.

Ich zog und zerrte, bis ich mit meinem Fuß aus der zähen Masse heraus war. Dann warf ich einen Blick durch die Glaswand auf Suko.

Der Chinese winkte mir zu. Erleichterung machte sich auf seinem Gesicht breit. Ich konnte mir vorstellen, wie sehr Suko gehofft und gebangt hatte. Den Kampf mit der Spinne hatte ich überstanden. Ich fragte mich allerdings, welche Überraschungen di Schwarzblütler noch für mich auf Lager hatten.

Oder würde man mich sofort umbringen?

***

Der Mann hieß Fleuvee. Er war groß, stattlich, trug einen Vollbart, hatte einen gewaltigen Leibesumfang und kleine Augen. Einen Beruf besaß er auch.

Er war bei der Polizei!

Kommissar Fleuvee.

Ein Routinier, ein Praktiker, ein Kenner der Unterwelt, ein Mann, vor dem die Pariser Ganoven zitterten. Denn Fleuvee machte es wie manche Kino-Kommissare. Bei seinen Ermittlungen blieb oft kein Auge trocken.

Das wußte auch Fleuvees Stellvertreter. Bei ihm ließ der Kommissar oft Dampf ab.

Pierre Montini, der zweite Mann, war genau das Gegenteil von Fleuvee: lang und dürr. Er trug eine dunkle Hornbrille auf der schmalen Nase und mußte sein Sehgestell mehrmals in der Minute hochschieben, weil es immer wieder nach unten rutschte. Er schaute dann über die Ränder hinweg und blinzelte wie ein liebeskranker

Hamster.
So schaute er auch Jane Collins an.
»Da haben Sie uns ja etwas eingebrockt«, sagte er mit seiner tiefen Grabesstimme.
Jane suchte nach ihren Zigaretten und hob den Blick, um Montini ins Gesicht schauen zu können. »Wieso ich? Das waren die anderen.«
»Ich sehe aber keine.«
Jane hatte die Zigarette gefunden und klemmte sich das Stäbchen zwischen die Lippen.
Montini gab ihr Feuer.
»Nein«, sagte Jane, »Sie sehen keine, aber sie waren da, und der Beweis ist auch erbracht.«
Montini schob seine Brille wieder nach oben. Dann verknotete er seine langen Finger und ließ die Knochen knacken, worauf Jane das Gesicht verzog. »Stimmt schon, was Sie sagen, Mademoiselle Collins, aber machen Sie das einmal dem Kommissar klar. Er ist manchmal, nun ja, ein wenig eigen.«
Eigen ist gut, dachte Jane. Der Knabe ist ein Brüllaffe. Er war der Detektivin schon bei seiner Ankunft auf den Wecker gefallen. Die nähere Umgebung hatte sich sowieso in ein Polizeilager verwandelt. Scheinwerfer leuchteten die Stelle aus, wo der Zwerg lag. Polizisten hatten einen Absperring gebildet, um Neugierige fernzuhalten. Denn das, – was in der Garage geschehen war, durfte normalerweise gar nicht sein. Wenn es sich herumsprach, daß in Paris mordende Zwerge herumliefen, konnte es unter Umständen zu einer Panik kommen.
Und gerade die wollte der Kommissar vermeiden. Auch er hatte zu den Zweiflern gehört, als zum ersten Mal von den Zwergen gesprochen wurde. Nun mußte er sich selbst mit einem Fall befassen, und das ging ihm gegen den Strich.
Die Frau des Opfers war nicht vernehmungsfähig. Sie hatte einen Nervenschock bekommen. Der Arzt gab ihr zwar einige Spritzen, aber auf dem Damm war sie immer noch nicht.
Und der Zwerg war ebenfalls nicht ansprechbar. Als Jane ihn zuletzt gesehen hatte, hockte er auf dem Boden, knurrte hin und wieder wie ein Tier und fletschte die Zähne.
Es war schlimm.
Und mit all den Dingen mußte sich Kommissar Fleuvee beschäftigen.
Klar, daß er dicht vor einem Nervenzusammenbruch stand. Er hatte Jane Collins zu verstehen gegeben, daß sie sich zur Verfügung halten müsse. Jane hatte zugestimmt.
Jetzt stand sie bei Pierre Montini.
»Was wollen Sie eigentlich in Paris, Mademoiselle Collins?« fragte der Inspektor. »Sie sind schließlich Privatdetektivin.«
Das hatte Jane den Männern erzählt. Ganz natürlich, daß sie

mißtrauisch wurden, und gerade Kommissar Fleuvee war kein Freund von privaten »Schnüfflern«, wie er selbst sagte. Ihn interessierte es auch nicht, daß er bei Jane eine Frau vor sich hatte. Schnüffler blieb für ihn eben Schnüffler.

Jane Collins gab auf die Frage des Inspektors eine Antwort. »Ich wollte mich in der Stadt mit jemandem treffen.«

Montini schob seine Brille wieder hoch und strich mit dem gestreckten Daumen durch sein Nackenhaar. »Ist der Name ein Geheimnis, Mademoiselle?«

»Nein. Es ist Professor Zamorra.«

Die Augenbrauen des Polizisten ruckten in die Höhe. »Zamorra«, murmelte er, »also gehört habe ich den Namen schon einmal. Wenn ich nur wüßte, wo. Helfen Sie mir doch mal auf die Sprünge, Mademoiselle Collins.«

Jane lächelte. »Professor Zamorra ist ein weltberühmter Parapsychologe.«

»Ha, stimmt.« Montini schlug sich gegen die Stirn. »Der Spinner aus dem Loire-Tal.«

Janes Gesichtszüge verhärteten sich. »So würde ich ihn nicht gerade nennen, Monsieur.«

»Pardon, aber bei uns hat er diesen Spitznamen. Ich glaube, der Kommissar hatte schon mal mit ihm zu tun. Die beiden sind nicht gerade Freunde geworden. Ihre Ansichten sind zu verschieden. Und Sie kennen ja Fleuvee. Er läßt nur seine Meinung gelten.«

Die Detektivin nickte. »Ja, leider.«

Montini grinste und schob die Brille hoch.

Dann schrie der Kommissar seinen Namen, und der Inspektor rannte los.

Jane lächelte schmal und trat die Zigarette aus. Sie hoffte nur, daß der Professor bald eintraf. Dieser Kommissar war ein ziemlich unumgänglicher Typ, mit dem Jane nicht mehr als eben nötig zu tun haben wollte.

»Mademoiselle Collins!« Die Stimme des Inspektors hallte durch die Garage.

Jane hob den Kopf.

Montini winkte. »Kommen Sie bitte, Mademoiselle. Der Kommissar möchte mit Ihnen reden.«

Jane Collins kam der Aufforderung nach. Sie wollte sich nicht unnötig Feinde schaffen.

Fleuvee schaute ihr entgegen. Er kaute an einer Zigarette. Es sah lustig aus, wie das weiße Stäbchen aus dem dunklen Bartgestrüpp hervorstach, aber Jane verbiß sich das Lachen. Dieser Knabe schien ihr schon gereizt genug zu sein.

Der Kommissar hatte beide Arme bis zu den Ellenbogen in die

Taschen seiner ausgebeulten Cordhose gestemmt. Das Hemd unter dem braunen Jackett hatte auch schon bessere Zeiten erlebt, und der fleckige Schlips eignete sich höchstens als Putzlappen.

Fleuvee stand dicht neben der Stützsäule, wo noch immer der Zwerg auf dem Boden lag. Jemand hatte eine Decke über ihn gebreitet. Nur der Kopf schaute hervor. Jane Collins las einen Ausdruck in seinen Augen, der sie erschreckte.

»Sie haben also gesehen, was mit Monsieur Blanche passiert ist?« fragte Fleuvee.

»Ja.«

Der Kommissar fixierte Jane. Neben ihm trat Montini nervös von einem Fuß auf den anderen. »Dann sind Sie die einzige Zeugin, Mademoiselle Collins.«

»Es sieht so aus«, erwiderte Jane. »Aber Madame Blanche hat ihren Mann ebenfalls gesehen.«

»Die können Sie vergessen. Ich muß mich an Sie halten. Es ist Ihnen doch klar, daß Sie mit in die Kommandantur fahren müssen. Ihr Urlaub ist damit gestrichen.«

»Sie wollte gar keinen Urlaub machen«, sagte Montini.

»Sondern?« Die Stimme des Kommissars klang mißtrauisch.

»Sie hatte vor, sich mit Professor Zamorra zu treffen, Chef. Sie wissen ja, der komische Parapsychologe…«

»Geschenkt«, knurrte der Kommissar. Er spie die Zigarette zu Boden und trat die Glut aus. »Dann hängen Sie mit dem zusammen, Mademoiselle?«

»Ist das ein Verbrechen?«

»Nein, aber seltsam. Immer wenn dieser Zamorra auftaucht, liegt Ärger in der Luft.«

»Den haben Sie doch schon«, erwiderte Jane.

»Ja, zum Henker, und können Sie mir sagen, was ich mit diesem Zwerg anstellen soll?«

Jane hob die Schultern. »Warten Sie ab, bis Zamorra da ist. Er und Mr. Sinclair…«

»Hängen Sie mit dem auch zusammen?« fragte der Kommissar.

»Er ist ein sehr guter Bekannter von mir.«

»Auch das noch.« Fleuvee schlug sich gegen die Stirn. »Womit habe ich das verdient?« Er wandte sich an Montini. »Sinclair ist mit Le Brac losgeschickt worden, um diese rätselhaften Morde in Madame Rosas Bordell aufzuklären. In welch ein Komplott bin ich da nur wieder hineingeraten?«

Montini hob die Schultern.

»Bon«, sagte der Kommissar. »Dann wollen wir mal verschwinden. Geben Sie den Befehl zum Abräumen, Montini.«

»Jawohl, Chef!«

Monsieur Blanche, der Zwerg, wurde auf eine Bahre gelegt und mit einer Decke zugedeckt. Zwei Polizisten trugen ihn hinaus, während vier weitere die Bahre bewachten, damit kein neugieriger Reporter einen Zipfel der Decke hochheben konnte. Denn die Presseleute hatten längst Wind von dem Verbrechen bekommen. Wieso, das wußte niemand zu sagen.

Kommissar Fleuvee, sein Stellvertreter und Jane Collins nahmen den Lift und fuhren hoch ins Hotel.

Sie trafen auf einen der Geschäftsführer. Jane Collins hatte darauf bestanden, mit dem Mann zu sprechen.

»Mademoiselle?« fragte der geschniegelte Knabe.

»Sollte ein Professor Zamorra bei Ihnen eintreffen und nach mir fragen, dann sagen Sie ihm bitte, er möge zur Kommandantur kommen.«

Der Geschäftsführer schaute den Kommissar an, doch der hob nur die Schultern. Ihm war es egal.

»Sehr wohl, Mademoiselle Collins, wir werden das für Sie gern erledigen.«

»Danke.«

Sie verließen das Hotel durch einen Seitenausgang. Leider parkte der Wagen des Kommissars so, daß er sich im Blickfeld der vor dem Hotel herumlungernden Reporter befand.

Und die Schreiber sahen den Kommissar.

Wie Hyänen rannten sie auf die Menschengruppe zu.

»Halten Sie mir die Kerle vom Hals, Montini«, sagte der Kommissar und holte schon seine Wagenschlüssel aus der Tasche.

Der Inspektor schaffte es nicht. Die Meute stieß ihn einfach zur Seite, und bevor Fleuvee und Nicole den schwarzen Peugeot noch erreichten, standen die Journalisten schon vor der Wagentür.

Die Fragen schwirrten wie Staubkörner durch die Luft.

»Wie sieht es aus, Kommissar? Waren die Mörder wirklich Zwerge?«

»Wie viele Tote hat es gegeben?«

»Rechnen Sie mit neuen Morden?«

Kommissar Fleuvee gab keine Antwort. Stur schüttelte er den Kopf. Dann schrie er: »Macht Platz! Zum Henker, ich werde irgendwann eine Pressekonferenz geben.«

Inspektor Montini wühlte sich von hinten durch die Menge. Etwa ein Dutzend Reporter hatte den Kommissar und Jane Collins eingekreist.

Fleuvee schloß die Fahrertür auf. »Steigen Sie schon ein«, sagte er zu Jane.

Die Detektivin stieg auf den Fahrersitz und kletterte dann weiter. Kommissar Fleuvee folgte Sekunden später. Er war den Reportern entkommen und drosch die Tür zu.

Jane Collins sah Montini noch draußen stehen und öffnete die

Fondtür.

Der Inspektor warf sich in die Polster.

Fleuvee fuhr an.

Die Reporter spritzten zur Seite. Andere liefen schon zu ihren eigenen Fahrzeugen. Die würden zum Präsidium fahren und sich dort auf die Lauer legen, bis sich etwas tat.

Der Kommissar aber atmete auf. »Wäre ja noch schöner, wenn wir diese Kletten am Hals hängen hätten«, knurrte er. »Und Sie sagen auch nichts«, wandte er sich an Jane.

»Wie käme ich dazu?«

»Ich meine ja nur. Schließlich sind Sie eine Frau.«

»Auch Frauen können ihren Mann stehen«, erwiderte Jane Collins spitz.

Der Kommissar grinste schief.

Inspektor Montini gab aus dem Fond seinen Kommentar. »Pressefreiheit ist ja recht nett, aber wenn man dabei bald Angst um sein Leben haben muß, kann sie mir gestohlen bleiben.« Er hustete. »Fast hätte ich meine Brille verloren.«

»Dann wären Sie eben vollblind gewesen. Macht auch nichts«, kommentierte der Kommissar bissig.

Montini schwieg.

Es soll Männer geben, die ihr Auto ebenso behandeln wie ihre Frau. Wenn der Kommissar mit seiner Frau umging wie mit dem Auto, dann konnte sich die Ärmste auf etwas gefaßt machen. Fleuvee fuhr rücksichtslos.

Nicht gerade ein Vorbild.

Schließlich hielten sie vor dem Präsidium. Jane war weiß im Gesicht. Ein Polizist salutierte, als der Kommissar und sein Stellvertreter ausstiegen. Bei Janes Anblick leckte sich der Beamte kurz über die Lippen. Er war Genießer.

Die beiden Männer nahmen Jane in die Mitte, als sie die breiten Stufen einer großen Treppe hochstiegen. Die doppelflügelige Eingangstür wirkte imposant. Der Bau war schon alt. Davon zeugten die hohen Decken, die breiten Flure und das mächtige Treppenhaus, das wendelförmig in die Höhe wuchs.

Ein Paternoster brachte den Kommissar, seinen Assistenten und Jane in den vierten Stock, wo Fleuvee sein Büro hatte.

Sie gingen durch ein Vorzimmer, in dem zwei Uniformierte hinter ihren Schreibtischen hockten, jedoch aufsprangen, als der Kommissar den Raum betrat.

Der dritte Schreibtisch war verwaist. Wahrscheinlich gehörte er Inspektor Montini.

»Sie kommen mit«, sagte Fleuvee zu seinem Assistenten und öffnete eine Tür, auf der sein Namensschild prangte.

In Fleuvees Büro roch es nach kaltem Zigarettenrauch. Die drei Aschenbecher quollen über, der Schreibtisch zeigte ein wahres Muster von Brandflecken. Dazwischen verteilten sich Papiere, Akten und Schnellhefter. Das schwarze Telefon war kaum zu sehen.

Zwei Holzstühle mit gebogenen Lehnen waren ebenfalls vorhanden sowie ein Schrank und ein Schreibmaschinentisch, auf dem eine alte Schreibmaschine stand. Durch das Fenster sah man in den düsteren Hinterhof des Polizeigebäudes.

»Nehmen Sie Platz«, sagte Fleuvee zu Jane Collins.

Montini setzte sich an den Schreibmaschinentisch und spannte einen Protokollbogen nebst Durchschlag ein.

»Es ist Ihnen klar, daß wir Ihre Aussage zu Protokoll nehmen müssen?« fragte der Kommissar.

»Ja.«

»Bon, dann erzählen Sie mal«, meinte er, zündete sich eine neue Schwarze an und lehnte sich zurück.

Montini hockte vor seiner altertümlichen Maschine. Seine Finger schwebten wie die Krallen eines Geiers über der Tastatur. Er hatte den Kopf gedreht und schaute Jane Collins erwartungsvoll an. Seine Brille hing wieder auf der Nasenspitze.

Der Kommissar paffte eine Rauchwolke und legte seine Beine auf den Schreibtisch. »Wir warten«, sagte er.

Jane Collins wollte gerade anfangen zu reden, als es an die Tür klopfte.

Wütend verzog der Kommissar das Gesicht. Dann rief er: »Herein!«

Einer der Vorzimmerknaben betrat das Büro. Sein Gesicht sah käsig aus. Wahrscheinlich erwartete er eine Standpauke von seinem Chef, doch Fleuvee winkte mit der rechten Hand und sagte: »Kommen Sie schon herein, Mann.«

»Ja, danke.«

»Und was gibt's?«

»Ich habe hier ein Paket, Chef. Ein kleiner Junge hat es unten abgegeben und Sie als Empfänger genannt.« Mit diesen Worten stellte der Polizist einen Schuhkarton auf den Schreibtisch. Der Deckel war mit durchsichtiger Folie festgeklebt.

Der Kommissar nahm die Füße vom Schreibtisch. »Das ist eine Bombe, Mann. Sind Sie des Teufels?«

»Nein, Sir. Wir haben es durchleuchtet. Ein Sprengkörper befindet sich nicht darin.«

Fleuvee atmete auf. »Was dann?«

Der Polizist hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Was wissen Sie eigentlich, Mann?« Fleuvee machte eine Handbewegung. »Na ja, schon gut, Sie können gehen.«

Der Polizist verschwand.

Fleuvee besah sich den Karton und schaute dann auf Jane Collins. »Was meint denn die große Detektivin aus dem Mutterland des Fußballs zu dieser Sache?«

»Ich würde den Karton öffnen.«

Fleuvee schaute Jane mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Ja, warum nicht? Montini, kommen Sie, und öffnen Sie das Ding.«

»Ich?« Der Inspektor tippte gegen seine magere Brust.

»Wer denn sonst?«

Montini erhob sich von seinem Platz und schritt mit zitternden Knien näher. Fleuvee warf ihm eine Schere zu. »Damit schneiden Sie das Band durch.«

Montinis Hände zitterten, als er sich an die Arbeit machte. Der erste Streifen fiel, der zweite…

Auch Jane Collins hatte eine gewisse Spannung ergriffen. Sie ahnte, daß das Paket eine Überraschung barg.

Fast lag der Deckel frei.

»Wollen Sie ihn abheben, Chef?« fragte Montini.

»Nein, Ihr Job.«

»Ja, entschuldigen Sie.« Der Inspektor faßte den Deckel mit beiden Fingerspitzen und hob ihn ruckartig hoch.

Er starrte in den Karton, wurde kalkweiß im Gesicht, schrie gellend auf und fiel um.

Dumpf schlug er auf den Boden.

Niemand kümmerte sich um ihn, denn jetzt blickten auch Jane und der Kommissar in den Karton.

Dort lag, nicht größer als ein Finger, ein Mann. Inspektor Le Brac! Und er war tot!

***

Ein winziges Loch befand sich in Höhe des Herzen. Und ein winziger Blutstropfen quoll daraus hervor.

Jane Collins war wie vor den Kopf geschlagen. Der Schock fraß sich tief in ihren Körper, während Kommissar Fleuvee neben ihr keuchend einatmete und dann zurückwankte.

Jane starrte auf das Menschlein.

Der Tote hatte die Augen aufgerissen, und Jane Collins glaubte, in den winzigen Pupillen noch den letzten Schrecken zu lesen, den dieser Mann während der Sekunde seines Todes empfunden hatte. Die Arme lagen neben seinem Körper, der Mund stand halb offen, aber kein Atemzug drang über die blassen Lippen. Man hatte den Toten auf Papier gebettet, und Jane traute sich nicht, ihn aus dem Karton zu nehmen. Statt dessen nahm die Detektivin den Deckel und stülpte ihn wieder über die Schachtel.

Dann wandte sie sich um.

Erst jetzt drang der Schock voll durch. Janes Knie begannen zu zittern, plötzlich drehte sich alles vor ihren Augen, das Büro wurde zu einem tanzenden, wirbelnden und farbigen Spiralnebel, der immer mehr auf Jane Collins zukam und sie in seine Tiefen riß.

Die blondhaarige Privatdetektivin fiel nach vorn und mit dem Oberkörper quer über den Schreibtisch. Dicht neben dem Karton blieb sie liegen.

Montinis Schrei war im anderen Zimmer gehört worden. Einer der Beamten öffnete die Tür und lugte durch den Spalt.

Der Kommissar sah es und fuhr den Mann an: »Verschwinden Sie! Aber schnell!«

Hastig zog der Beamte die Tür wieder zu.

Fleuvee drehte sich um. Scharf saugte er den Atem ein. Er merkte selbst, daß er dicht davorstand, völlig durchzudrehen. Doch dann zwang er sich, auf den Schreibtisch zuzugehen, wo Jane Collins über der Platte zusammengebrochen war.

Der Kommissar berührte ihre Schulter.

Die Detektivin zuckte zusammen, hob dann den Kopf und schaute Fleuvee verständnislos an.

»Ich – ich glaube, wir alle müssen umdenken«, sagte der Kommissar mit kratziger Stimme.

Jane stemmte sich hoch. Sie war blaß wie eine Leinwand. Ihre Hände zitterten. »Haben Sie ein Glas Wasser?« fragte sie.

Der Kommissar nickte. In der Ecke befand sich ein kleines Waschbecken. Auf einem schmalen Regal standen saubere Gläser. Der Kommissar füllte zwei.

Jane trank es leer.

Fleuvee jedoch kippte sein Glas über den am Boden liegenden Montini aus.

Der Inspektor erwachte. Er richtete sich auf, verzog das Gesicht, und seine tastenden Finger fuhren über die Beule am Hinterkopf, die immer mehr anwuchs.

Fleuvee reichte ihm die Hand.

Montini zog sich hoch. Sein unsicherer Blick streifte den Karton auf dem Schreibtisch. »Ist es – ist es wirklich…?«

»Ja, es stimmt«, erwiderte der Kommissar. »In dem Karton liegt Inspektor Le Brac. Geschrumpft auf die Größe eines Fingers und tot. Es tut mir leid, aber es ist die schlimme Wahrheit.«

»O Gott«, flüsterte Montini.

»Glauben Sie mir nun, was ich Ihnen alles gesagt habe?« fragte Jane Collins den Kommissar.

»Ich muß ja wohl.«

»Was wollen Sie unternehmen?« erkundigte sich die blondhaarige Privatdetektivin.

Der Kommissar stützte beide Hände auf die Verkleidung der Schreibmaschine. Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.«

Montini stand am Waschbecken. Er ließ sich das kalte Wasser über den Nacken laufen. »Wir könnten vielleicht die Spur des Päckchens zurückverfolgen.«

»Nein«, erwiderte Fleuvee, »das hat keinen Zweck. Es ist von einem Boten abgegeben worden. Von einem Jungen, und der ist sicherlich längst verschwunden.«

»Dann bleibt uns nur eins«, sagte Jane.

Die beiden Beamten schauten sie an. »Wir müssen auf Professor Zamorra warten.«

Fleuvee schwieg. Pierre Montini aber meinte: »Ich glaube, Chef, Mademoiselle Collins hat recht.«

»Aber…«

»Kein Aber, Kommissar. Zamorra ist wirklich der einzige, der uns noch helfen kann.«

Fleuvee nickte.

Jane Collins aber dachte weiter. John Sinclair war mit Inspektor Le Brac zusammengewesen. Er, der Polizist und Suko waren in den Louvre eingedrungen. Le Brac war zusammengeschrumpft und tot. Hatte John Sinclair bereits das gleiche Schicksal hinter sich. Und Suko ebenfalls?

Jane Collins wagte nicht, daran zu denken.

»Und noch etwas«, meldete sich der Kommissar zu Wort. »Wir sind die einzigen, die wissen, was mit unserem Kollegen Le Brac geschehen ist. Ich möchte, daß das so bleibt. Also, Freunde, kein Wort zu einem Außenstehenden. Auch nicht zu den anderen Kollegen. Ist das klar?«

Montini und Jane Collins nickten.

Der Kommissar trat an seinen Schreibtisch und umfaßte den Karton mit beiden Händen.

»Was wollen Sie damit machen?« fragte Jane.

»Ich weiß es selbst nicht genau«, erwiderte Fleuvee. »Am liebsten würde ich ihn in den Schrank stellen und…«

Es klopfte.

Der Kommissar unterbrach sich und schaute zur Tür. »Ja«, rief er dann.

Einer der Polizisten steckte seinen Kopf durch den Türspalt. »Hier sind ein Herr und eine Dame, die Sie sprechen wollen, Chef. Ihre Namen lauten…«

»Die sagen wir schon selbst«, erklang eine sonore, ungeheuer männliche Stimme auf. Im nächsten Moment wurde der an der Tür stehende Polizist zur Seite gedrängt, und das Paar betrat den Raum.

»Zamorra!« rief Jane Collins erfreut und sagte noch im gleichen

Atemzug: »Dem Himmel sei Dank…«

***

Ich hatte einige der schlimmsten Minuten meines bisherigen Lebens hinter mir.

Nicht den Kampf mit der Spinne, auch nicht das gläserne Gefängnis, das zählte ich nicht. Etwas anderes war viel schlimmer.

Ja, Sie haben richtig gelesen. Ich, John Sinclair, Polizeibeamter, mußte mit eigenen Augen mitansehen, wie ein Mord verübt wurde.

An einem Kollegen.

Inspektor Le Brac.

Ich weiß nicht, welche Empfindungen mich in den schrecklichen Momenten quälten, mir war nur eins klar: Dieser Mord durfte nicht ungesühnt bleiben.

Belphegor hatte Le Brac getötet. Mich und Suko hatte er zuvor aus unserem Gefängnis befreit.

Wir hatten zusehen müssen, und wir konnten uns nicht wehren, denn zwei Zwerge hielten uns fest umklammert.

Wie er ihn getötet hatte, möchte ich nicht beschreiben, aber den Anblick würde ich mein Leben lang nicht mehr vergessen.

Belphegor war ein Satan. Wie hätte ich das je vergessen können.

Man hatte den toten Le Brac in einen Schuhkarton gepackt, den Deckel zugeklebt und abtransportiert.

»Als Warnung«, erklärte mir Belphegor hohnlachend. »Als Warnung für die anderen.«

Ich war fast verrückt geworden, und Suko erging es ähnlich. Nun aber wußten wir, welches Schicksal uns bevorstand. Mittlerweile war auch in meinem Innern die allerletzte Hoffnungsblase zerplatzt. Wenn wir die normale Größe gehabt hätten, dann hätte ich vielleicht noch eine Chance gesehen. So aber…

Belphegor kehrte zurück, nachdem der Karton weggeschafft worden war. Allerdings nicht allein. In seiner Begleitung befanden sich zwei Zwerge.

Vor uns blieb Belphegor stehen. Suko und ich standen nebeneinander. Belphegor schaute uns an.

»Deine Freundin befindet sich in Paris«, erklärte er mir.

Ich schwieg.

Er beugte seinen Schädel vor, und ich sah den roten Stein, der den Turban zusammenhielt, dicht vor meinen Augen funkeln.

»Sie heißt Jane Collins«, sprach er weiter. »Und sie hat bereits mit meinen kleinen Freunden Bekanntschaft gemacht.«

Ich konnte ein Erschrecken nicht verbergen, und Belphegor lachte. »Aber sie hat Glück gehabt«, erzählte er weiter. »Sie konnte ihnen entkommen. Beim zweiten Mal jedoch wird sie es nicht mehr so

einfach haben. Glaub mir.«

Ich holte tief Luft. Dann gab ich meine Antwort. Ich mußte schreien, damit er mich verstand. »Du schaffst uns nicht alle«, sagte ich. »Einer wird übrigbleiben und dich dorthin schicken, wo du auch hingehörst. In die tiefste Hölle!«

Da drehte Belphegor durch.

Er hob die Hand und schlug damit zu.

Ich hatte das Gefühl, von einem wütenden Orkan getroffen zu werden, wurde von der Tischplatte gefegt und fiel zu Boden. Den Aufschlag merkte ich kaum noch, denn die Schatten der Bewußtlosigkeit hatten mich bereits erfaßt…

***

Der verletzte Zwerg war von Monsieur Blanche abtransportiert worden. Allerdings lagen beide zusammen in einem kleinen Raum im Keller des Präsidiums.

Der Raum war abgeschlossen und besaß keine Fenster. Eine dicke Eisentür verwehrte den Eintritt. Hier wurden oft Dinge aufbewahrt, die nur für bestimmte Augen vorhanden sein sollten. Nicht jeder Beamte konnte den Raum betreten.

Die Zwerge lagen auf dem Boden.

Monsieur Jacques Blanche war noch bewußtlos, aber der andere, der verletzte Zwerg, war schon wieder zu sich gekommen.

Bei ihm brannte nicht nur die Wunde, sondern auch der Haß. Der Haß auf die Person, die ihm diese Wunde zugefügt hatte. Und er wußte genau, daß sie sich in der Nähe befand.

Zumindest mit ihm unter einem Dach.

Der Zwerg hatte sich geweigert, seine Verletzung verbinden zu lassen. Er wollte nichts, aber auch gar nichts mit Menschen zu tun haben und erst recht nicht in deren Abhängigkeit geraten. Er würde warten, bis die Zeit der Rache da war.

In seinem Gehirn war aber auch noch etwas anderes gespeichert. Der Auftrag, diejenigen zu töten, die dem Dämon Belphegor Böses wollten. Und die blonde Frau wollte ihm Böses, das wußte der höllische Zwerg genau. Deshalb mußte sie sterben. Er wollte alles daransetzen, was in seinen Kräften stand.

Der Zwerg drehte den Kopf nach links. Dort lag der andere, von seinem Pfeil getroffen. Auch er trug den Keim des Bösen in sich, und dieser Monsieur Blanche sollte ihm helfen, die Frau zu töten, wenn es schon nicht gelungen war, sie in den Kreis der Zwerge aufzunehmen.

Auf allen vieren kroch der Zwerg zu seinem Artgenossen hin. Dicht vor ihm kam er zur Ruhe.

Mit der Hand schlug er ihm ins Gesicht.

Einmal, zweimal.

Dann hatte er Erfolg.
Blanche erwachte.
Verwirrt schaute er sich um und erschrak, als er einen Zwerg vor sich sitzen sah.
Der jedoch lachte. »Du siehst ebenso aus wie ich, Freund. Du bist nicht größer.«
Blanche verstand noch nicht.
»Hast du einen Spiegel dabei?« fragte der andere.
»Ja.«
»Dann nimm ihn, und halte ihn dir vor das Gesicht.«
Blanche kam der Aufforderung nach. Plötzlich warf er den Spiegel gegen die Wand, wo er zerklirrte. »Das ist Teufelswerk!« schrie er und sprang auf.
Der andere aber lachte nur. »Ja, es ist Teufelswerk, und du gehörst jetzt dazu.«
»Nein!« heulte Blanche. Mit geballten Händen blieb er vor seinem Artgenossen stehen.
»Doch!«
Blanche brach zusammen. Er vergrub sein Gesicht in beide Hände und schluchzte.
Der andere ließ ihm Zeit. Minuten vergingen. Als Blanche dann den Kopf hob, wurde er angesprochen.
»Ich heiße übrigens Patric. Du bist Blanche, nicht?«
»Ja, Jacques Blanche.«
»Fein. Dann sind wir ja ein gutes Paar.«
»Was soll das heißen?«
»Das will ich dir erklären. Mit dem Menschsein ist es aus. Finde dich damit ab. Du gehörst jetzt zu einer anderen Gruppe und gehorchst einem anderen Meister. Denk daran, daß er alles für dich tun kann, wenn du gehorchst. Und halte dir eins immer vor Augen; mein lieber Jacques. Die Menschen sind jetzt deine Feinde. Todfeinde sogar. Sie werden dich töten, wenn sie dich sehen. Darum – sei schneller als sie. Schlage sofort zu.«
Blanche nickte. »Was soll ich machen?«
Patric lachte. »So gefällst du mir schon besser. Zuerst einmal müssen wir hier raus.«
»Aber wie?«
Patric schaute sich um. »Ja, die Tür ist verschlossen, und Fenster gibt es nicht.«
»Was hast du überhaupt vor, wenn du den Raum hier verlassen hast?« fragte Jacques.
»Ich will sie töten!«
»Wen töten?« Jacques verstand nicht.
»Die blondhaarige Frau aus der Garage. Sie ist doch an allem schuld.

Verstehst du das denn nicht?«

»Doch, doch…«

Patric grinste. »Na also, dann sind wir uns ja einig. Wir machen es wie im Kino. Du schlägst gegen die Tür, und ich schreie. Irgend jemand wird uns schon hören. Und wenn er dann die Tür öffnet, greifen wir ihn an.«

Jacques nickte. »Die Idee ist gut.«

»Sag' ich doch.«

Die Zwerge bauten sich vor der Tür auf. Patric gab das Zeichen. Jacques hatte bereits beide Fäuste erhoben. Als sein Kumpan nickte, hämmerte er wild gegen das Eisen der Tür. Dumpf hallten die Schläge nach, und in diese Echos hinein ertönten Patrics Schreie. Er stellte es geschickt an. Er schrie so jämmerlich, daß ein unbeteiligter Zuhörer hätte meinen können, hier würde jemand sterben.

Und tatsächlich wurden das Schreien und Klopfen gehört. Schwere Schritte näherten sich der Tür. Der weiter im Gang sitzende wachhabende Beamte war aufmerksam geworden.

Die beiden Zwerge hatten ihre Bemühungen unterbrochen und die Ohren an die Tür gelegt.

Patric kicherte. »Da kommt er«, sagte er freudig erregt und rieb sich die Hände.

Blanche nickte nur.

Patric stieß ihn an. »Los, Mann, mach weiter. Hämmere dagegen. Klopf und schrei. Er muß verrückt werden.«

Jacques Blanche gehorchte. Wie früher im normalen Leben. Da hatte seine Frau auch das große Sagen gehabt.

Der Beamte blieb vor der Tür stehen. »He, was ist?« schrie er. »Was soll der Lärm, zum Teufel?«

Patric kicherte. »Beim Teufel wirst du gleich sein, mein Freund«, erwiderte er, aber so, daß der Beamte es nicht hören konnte.

»Ich habe Leibschmerzen!« stöhnte Jacques Blanche. »Ich – ich brauche meine Tabletten.«

»Wo sind sie?« erklang von draußen die Stimme.

Die Zwerge schauten sich an. »Sag ihm, er soll reinkommen!«

»Bitte!« rief Blanche. »Kommen Sie! Ich…«

Der Wärter kam. Er wußte, wer dort untergebracht war. Der Mann gehört zu den wenigen Leuten, die man ins Vertrauen gezogen hatte. Er dachte daran, daß hinter der Tür Zwerge eingeschlossen waren. Die konnten ihm nicht gefährlich werden, außerdem wollte er sich diese Menschenabart einmal ansehen.

Er holte den Schlüssel hervor und führte ihn ins Schloß.

Jenseits der Tür lachten sich die Zwerge an. »Er kommt!« flüsterte Patric.

Blanche war etwas ängstlich. »Und dann?« fragte er.

»Wirst du schon sehen!«
Der Wärter drehte den Schlüssel nach links.
Die Tür war offen!
Jacques Blanche war von seinem Artgenossen weggeschickt worden. Er drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand.
Dann überschritt der Beamten die Schwelle. Er warf einen Blick in den Raum, suchte die Zwerge und sah nur einen.
Die Augen des Beamten weiteten sich. Fast dreißig Jahre tat er Dienst. Er hatte schon viel erlebt, Gangster kommen und gehen sehen, hatte sie schreien und fluchen gehört, weinen und lachen, aber ein Zwerg war ihm noch nie vor die Augen gekommen.
Das war kein Liliputaner, das war…
Seine Gedanken stockten, denn Patric griff an.
Er federte vom Boden hoch, flog mit ausgestreckten Armen auf den Wärter zu, während Blanche gleichzeitig richtig reagierte und die Tür zudonnerte.
Der Wärter war so überrascht, daß es ihm nicht gelang, eine Abwehrbewegung zu machen.
Die Hände fanden seine Kehle.
Von der Wucht des Anpralls wurde der Polizist zurückgedrängt. Jacques Blanche verließ seinen Platz hinter der Tür und warf sich gegen die Beine des Mannes.
Der Wärter fiel hin, und Patric landete auf ihm.
Jacques setzte sich auf die Beine des Mannes. Er wollte jeglichen Versuch des Widerstands schon im Keim ersticken, doch das war nicht nötig.
Der Polizist erschlaffte.
Patric erhob sich. Seine Augen glänzten.
»Ist er tot?« fragte Jacques mit emotionsloser Stimme.
»Nein, glaube ich nicht.«
»Dann können wir jetzt gehen?« meinte Jacques fragend.
»Natürlich.« Patric lächelte böse. Dann griff er in die Tasche und holte sein Blasrohr hervor. »Das haben sie vergessen!« flüsterte er heiser.
»Hast du auch noch Pfeile?«
»Natürlich.«
Die Zwerge verließen ihr Gefängnis. Lautlos schlichen sie den kahlen Betongang entlang, und sie rochen förmlich, wo sich ihre Gegnerin, die blondhaarige Jane Collins, aufhielt…

***

Zamorra lächelte, doch es war kein fröhliches, unbekümmertes Lächeln, sondern das eines Mannes, der genau wußte, was er wollte, und den Ernst der Lage erkannt hatte.

Er begrüßte Jane Collins, die er aus London kannte, und auch Nicole Duval und Jane gaben sich die Hand.

Die beiden Frauen hatten sich von Beginn an verstanden, es gab keine unterschwellige Eifersucht, wie das so oft bei Frauen der Fall ist.

Der Professor merkte, daß etwas passiert war. Er sah es auch an den kalkweißen Gesichtern der beiden Polizisten.

Zamorra stellte sich vor.

»Ich kenne Sie«, antwortete Fleuvee. »Vom Bild aus der Zeitung.« Der Kommissar räusperte sich. »Und ich will Ihnen ehrlich sagen, Professor, bisher stand ich Ihnen skeptisch gegenüber, nun aber habe ich meine Meinung geändert.«

»Ich kenne das«, erwiderte der Parapsychologe. »Meist ist dann bereits das Kind in den Brunnen gefallen.«

»Wie auch hier«, gab der Kommissar zu.

Zamorra begrüßte auch Montini und erkundigte sich anschließend, was genau vorgefallen war.

Fleuvee brauchte nicht viel zu sagen. Er ging zum Schreibtisch und legte beide Hände auf den Kartondeckel. »Haben Sie starke Nerven, Monsieur?«

»Ja.«

»Die Mademoiselle auch?«

Nicole lächelte etwas verkrampft. »Ich bin einiges gewöhnt, müssen Sie wissen.«

»Gut, dann sehen Sie her!«

Mit einem Ruck hob Kommissar Fleuvee den Deckel hoch.

Zamorra und Nicole schauten in den Karton. Obwohl der Kommissar sie gewarnt hatte, schrie Nicole doch auf.

Sie wankte zurück und preßte beide Hände gegen den Mund. »Das darf nicht wahr sein«, ächzte die Französin.

Zamorra aber stand neben ihr und preßte die Lippen so hart zusammen, bis sie nur noch einen schmalen Strich bildeten. Er dachte an sein Amulett und daran, was es ihm gezeigt hatte.

Er hatte John Sinclair und Suko gesehen.

Ebenfalls so klein.

Und nun lag dieser Winzling vor ihm.

Tot…

Scharf saugte er den Atem ein. Sollte John Sinclair dann etwa auch ermordet worden sein?

»Ich weiß, woran du denkst«, hauchte Nicole. Zamorra hatte ihr von seinen Beobachtungen berichtet.

Jane Collins hatte zugehört. »Was meinen Sie damit?« fragte sie.

Zamorra hielt nicht hinter dem Berg, sondern erzählte es ihr, auch wenn es hart für sie war.

Jane wurde blaß. Und plötzlich begann sie zu weinen. Sie konnte

nicht anders. Jane fiel auf einen Stuhl und vergrub ihr Gesicht in beide Hände.

Tröstend legte ihr Nicole Duval eine Hand auf die Schulter. »Er wird es schon schaffen«, sagte sie. »Ganz bestimmt sogar. John Sinclair hat schon andere Sachen…«

»Nein, nein…« Jane schüttelte den Kopf. »Das ist ein zu billiger Trost. Sehen Sie sich doch den Toten an. Wie klein er ist. Und John ist nicht größer. Glauben Sie, er hätte eine echte Chance?«

Darauf konnte ihr Nicole keine Antwort geben.

»Die Frage ist nur«, sagte Zamorra, »weshalb haben die anderen uns diesen Toten geschickt?«

»Als Warnung«, erwiderte der Kommissar. »Darin unterscheiden sie sich nicht von den Leuten der Unterwelt.«

»Dann scheint es mir, daß sie eine Art von Größenwahn haben«, erwiderte Zamorra. »Normalerweise arbeiten die Mächte der Finsternis im Verborgenen.«

Nicole mischte sich ein. »Sie sind sich eben ihrer Sache zu sicher. Denke nur an das Auftauchen des Schwarzen Tods.«

Kommissar Fleuvee schaltete schnell. »Meinen Sie das Skelett am Eiffelturm?«

»Genau das.«

Fleuvee hob die Schultern. »Ich habe es ja nicht glauben wollen und kann es mir auch jetzt nicht vorstellen, aber nach dem, was ich erlebt habe, ist wohl nichts mehr unmöglich.«

Jane Collins wischte sich mit einem Taschentuch die Tränen aus den Augenwinkeln. Sie zog die Nase hoch und sagte: »Was können wir denn nur tun?«

»Die beste Frage seit langem«, meinte Zamorra. »Wo wollte John Sinclair genau hin?«

»In den Louvre«, sagte Jane.

»Und wo dort genau?«

Jane zuckte die Achseln. Sie schaute die anderen an, aber auch die wußten keine Antwort.

»Der Louvre ist groß«, meinte Inspektor Montini.

»Und er hat einen Keller«, fügte Nicole Duval hinzu.

Fleuvee schaute sie an. »Meinen Sie, daß man John Sinclair dort versteckt hält?« Der Kommissar schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Im Keller werden wertvolle Gemälde und Plastiken aufbewahrt. Außerdem patrouillieren dort zu jeder Tages- und Nachtzeit Wächter. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man John Sinclair dorthin verschleppt haben soll.«

»Aber er hat den Louvre nicht verlassen«, sagte Jane Collins. »Wenigstens nicht auf dem normalen Weg.«

»Gibt es auch einen unnormalen?« fragte Fleuvee.

Zamorra gab die Antwort. »Ja, Kommissar, den gibt es. Einen sehr unnormalen sogar.«

Fleuvee schaute Zamorra an. »Erzählen Sie, Professor, ich bin gespannt.«

Der Parapsychologe lächelte. »Sie müssen wissen, Kommissar, daß sich Dämonen und deren Existenz nicht mit normalen logischen Mitteln erklären lassen. Für die Mächte der Finsternis gibt es zwar auch gewisse Gesetze, denen sie unterworfen sind, aber auf der anderen Seite existieren unsere physikalischen Begriffe für sie oft nicht. Das heißt, sie können den Faktor Zeit ausschalten und damit auch unsere Definition von den Dimensionen. Wir können drei Dimensionen begreifen. Länge, Breite, Höhe. Aber das Universum ist vielschichtiger. Es gibt die vierte, die fünfte, die sechste Dimension und noch mehr. Es existiert nicht nur unsere Welt, sondern auch Welten der Dämonen und finsteren Geschöpfe. Sie sind uns nur verschlossen. Zum Glück, kann ich sagen. Doch manchmal gibt es Risse zwischen den Dimensionsgrenzen. Da kann es passieren, daß aus einer anderen Welt jemand in der unsrigen auftaucht und Angst und Schrecken verbreitet.« Zamorra lächelte, als er das verständnislose Gesicht des Inspektors sah. »Aber weiter im Text«, sagte der Parapsychologe. »Zwischen der unsrigen Welt und den anderen bestehen auch Verbindungen, sogenannte transzendentale Tore. Die können überall sein. Es gibt sie als Spiegel, als See oder Teich…«

»… und sogar als Kinoleinwand«, warf Jane Collins ein.

Zamorra nickte. »Das ist richtig. Sie können dann, Kommissar, durch diese Tore in eine andere Welt tauchen. Sie schreiten einfach hindurch, als wären sie nicht vorhanden. Die Rückkehr ist allerdings oft sehr, sehr schwierig.«

Fleuvee schüttelte den Kopf, während sein Assistent mit offenem Mund zugehört hatte.

»Wenn die Sachlage ja nicht so ernst wäre, würde ich Sie für einen phantastischen Märchenerzähler halten, Professor.«

Zamorra lächelte. »Das wäre mir auch lieber. So müssen wir mit der Gefahr leben.«

»Aber was haben all Ihre Erzählungen mit Oberinspektor John Sinclair zu tun?«

»Das will ich Ihnen sagen, Kommissar. Wir müssen damit rechnen, daß John Sinclair durch ein solches Dimensionstor entführt worden ist.«

»Sie meinen, durch eines, das unter dem Louvre liegt. Oder vielmehr im Keller?«

»Vielleicht.«

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte Jane Collins.

»Wieso?« fragte der Parapsychologe.

»Ganz einfach«, erklärte Jane Collins. »Das, was Zamorra auf diesem, sagen wir, Bildschirm gesehen hat, paßt nicht in die Welt der Dämonen. Dort sieht es anders aus. Da gibt es keine Labortische mit Chemikalien, Gläsern, Tiegeln und Töpfen. Nein, John Sinclair und Suko müssen in dieser realen Welt gefangen gehalten werden. Etwas anderes kommt für mich nicht in Frage.«

»Aber wo?« rief Nicole Duval.

Jane hob die Schultern. »Vielleicht in den Katakomben von Paris. Es gibt doch diese bekannte Unterwelt, wie ich schon oft gehört habe.«

»Die existiert«, gab der Kommissar zu.

»Und sie eignet sich auch als Versteck«, sagte Jane.

»Nur, Mademoiselle Collins, diese Katakomben sind riesig. Denken Sie daran. Wir könnten tagelang suchen und werden nichts finden. Es sind zwar zahlreiche Verstecke noch aus der Zeit der Resistance vorhanden, aber die kennen nur wenige.«

»Dann weiß ich auch keinen Rat«, gab Jane Collins zu.

»Bleiben wir beim Louvre«, sagte der Professor. »Ich meine immer noch, daß sich John dort aufhält. Wir müssen, lieber Kommissar Fleuvee, die Keller untersuchen.«

»Ich habe nichts dagegen«, erwiderte der Beamte.

»Wie sieht es mit der Erlaubnis aus?« fragte der Professor.

»Werde ich bekommen.«

»Was hält uns dann noch hier? Erst wenn wir dort nichts finden, können wir…«

Zamorra hielt inne, denn aus dem Nebenraum drang ein dumpfes Poltern. Einen Herzschlag später ertönte ein Schrei, und im nächsten Augenblick flog die Tür nach innen.

Auf der Schwelle stand ein Zwerg.

Und er hielt sein Blasrohr gegen die Lippen gepreßt!

***

Etwas klatschte in mein Gesicht!

Etwas Feuchtes, Kaltes.

Ich öffnete die Augen. Wasser drang hinein, und schon kam der nächste Tropfen. Wuchtig klatschte er mir auf die Stirn. Es war ein Gefühl, als hätte man mich mit einem Hammer geschlagen.

Ich rollte zur Seite, drehte das Gesicht zu sehr nach rechts und tauchte in eine Wasserpfütze.

Hastig hob ich den Kopf, prustete und spuckte. Mit den Händen wollte ich mir das Wasser aus dem Gesicht wischen, als ich feststellte, daß man mich gefesselt hatte.

Als Winzling noch gefesselt.

Kaum zu glauben.

Dann hörte ich eine Stimme. »He, Partner, bewege dich mal nicht so

hastig.«

Suko hatte gesprochen.

Er lebte.

Ein Stein fiel mir vom Herzen.

»Hat lange genug gedauert, bis du wach geworden bist, mein Lieber«, sagte er. »Deine Kondition scheint in der letzten Zeit schwer gelitten zu haben.«

Ich erwiderte nichts, zog die Beine an und kniete mich hin.

Suko saß. Auch er war gefesselt. Die Hände befanden sich wie bei mir auf dem Rücken.

»Und wo sind wir hier?« fragte ich.

»Schau dich doch um!«

Das tat ich auch.

Es klingt unglaublich, war aber eine Tatsache. Wir befanden uns in einem Waschbecken. Es war nicht sehr groß, aber für uns zu groß. Außerdem waren wir gefesselt.

Über dem Waschbecken befand sich ein großer, mit Wasser gefüllter Trichter, der unten spitz zulief und dort einen Regulierungsstöpsel besaß, der immer nur einen Tropfen Wasser aus dem Trichter fallen ließ.

Pro Sekunde einen Tropfen.

Es war zwar lächerlich, aber bei unserer Größe konnte dies tödlich sein, denn die Tropfen sammelten sich, und das Wasser würde steigen. Ein teuflischer Plan.

Jetzt war fast die gesamte Fläche des Waschbeckens benetzt. Und das Wasser tropfte weiter. Etwa daumenhoch bedeckte es den Boden des Waschbeckens.

Zuerst mußten wir unsere Fesseln loswerden. Das sagte ich auch Suko. Wenn wir es geschafft hatten, konnten wir versuchen, bei gegenseitiger Unterstützung aus dem Becken zu klettern. Leider besaß dieses Gefängnis keinen Abfluß.

Und die Tropfen klatschten weiter aus dem Gefäß.

Ich fragte mich, wohin Belphegor und die anderen Zwerge verschwunden waren. Sehen konnten wir erst recht nichts von ihnen und hören auch nicht.

Hatten sie dieses unterirdische Gewölbe verlassen? Ich hoffte es, denn so störte uns niemand bei den Befreiungsversuchen. Ob wir jemals unsere normale Größe erreichen würden, darüber dachten Suko und ich nicht weiter nach. Für uns allein war wichtig, aus diesem teuflischen Gefängnis zu fliehen.

Wir hatten uns Rücken an Rücken gesetzt. Das Wasser umspielte bereits unsere Beine.

»Die Hundesöhne haben eine Drahtschlinge für die Fesseln genommen«, sagte Suko und knirschte hörbar mit den Zähnen. »Es

wird verdammt schwer werden.«

»Täusch keine Müdigkeit vor, sondern hau rein.«

»Keine Bange, ich rette dich schon.«

Wir halfen uns mit lockeren Sprüchen über unsere verdammte Angst hinweg.

Ja, ich hatte Angst. Als Winzling ist man so gut wie wehrlos. Man kann sich zwar bewegen, aber man ist den anderen, den normal großen Menschen hilflos ausgeliefert.

Suko zerrte und zog an meinen Drahtfesseln. Er arbeitete wirklich unermüdlich. Fingernägel brachen ab, aber der Chinese gab nicht auf. Wieder einmal zeigte es sich, welch ein Energiebündel dieser Mann war.

Und das Wasser tropfte weiter.

Noch hatten sich die Drahtfesseln nicht gelockert. Aber Suko machte verbissen weiter.

Aufgeben war ein Fremdwort.

»Die haben die Schlinge verdammt gut verknotet«, keuchte er. »Ich glaube, jetzt pack' ich es.«

Ich fieberte innerlich. Wenn wir es schafften, uns zu befreien, konnten wir uns verstecken. Dafür war unsere Größe genau richtig. Dann konnten die anderen suchen, bis sie schwarz wurden.

»Mach nur weiter!« preßte ich hervor.

»Ja…«

Und plötzlich merkte ich, daß sich die Schlinge gelockert hatte. Gleichzeitig sagte Suko: »Die erste Fessel ist geknackt.«

Ich atmete auf. Zwar konnte ich meine Hand noch nicht aus der Schlinge ziehen, aber der von Suko geschaffene Spielraum ließ es zu, daß ich sie bewegen konnte.

Der Chinese machte weiter. Er keuchte und fluchte, bettelte und schrie.

Er schaffte es!

Auf einmal hatte ich die linke Hand frei.

Ich hätte schreien können vor Freude.

Wenige Minuten später zog ich auch die rechte Hand hervor.

Ich hielt die Gelenke vor mein Gesicht und schaute sie mir an. Sie bluteten, doch was spielte das noch für eine Rolle! Hauptsache, ich war frei.

Nun kam Suko an die Reihe. Seine Befreiung kostete mich zwar zwei Fingernägel, aber nicht das Leben.

Und das wollten wir behalten.

Auch Suko tauchte seine Hände in das Wasser. Es kühlte unsere schmerzenden Gelenke, und der Flüssigkeitsspiegel war inzwischen wieder gestiegen.

Verdammt auch.

»Und jetzt nichts wie raus«, sagte Suko.
Ich deutete zum Rand hoch. »Der ist zu weit oben. Das schaffen wir nicht.«
Suko schaute nach. »Nein«, gab er mir recht, »einer allein bestimmt nicht. Aber…«
Ich vollendete den Satz. »Wenn du dich auf meine Schulter stellst, müßte es gehen.«
»Glaube ich auch. Nur machen wir es umgekehrt. Du stellst dich auf meine Schulter.«
»Mir auch recht.«
Gesagt, getan.
Das Wasser reichte uns bis über die Knie. Wir gingen schwerfällig auf den Beckenrand zu und blieben dort stehen.
Suko schob beide Hände ineinander und drehte sie dann um. Dabei bückte er sich ein wenig, um mir beim Aufstieg zu helfen.
Ich hob das rechte Bein, stellte mich in die zusammengelegten Handflächen und zog das linke nach.
Suko schob noch, und ich half ihm dabei, in dem ich mich abschnellte. Meine Hände umfaßten den Beckenrand – und rutschten ab.
»Vorsicht!« rief ich Suko zu, denn ich wollte nicht auf seinen Kopf fallen.
Der Chinese warf sich zur Seite. Gemeinsam klatschten wir in das Wasser. Ich allerdings aus größerer Entfernung.
»Merde!« Das französische Schimpfwort für einen internationalen Begriff rutschte mir heraus.
Suko spielte den großen Optimisten. »Keine Müdigkeit vortäuschen. Weiter.«
Der zweite Versuch begann. Wir gingen ihn an wie den ersten. Suko baute wieder die Leiter, und ich kletterte hoch.
Diesmal aber hob der Chinese beide Hände, bevor ich mich abstützte. Suko hob mich diesmal wesentlich höher an.
Dann gab ich mir Schwung.
Ich flog dem Rand des Beckens entgegen, griff zu, packte mit beiden Händen fest und hielt mich in der Senkrechten.
Geschafft!
Suko drehte sich sofort herum, hob beide Arme und stützte meine Füße mit den Händen ab.
»Okay!« rief ich. »Jetzt wird es leichter.«
Mein Optimismus erfüllte sich. Es ging in der Tat leichter. Das rechte Bein anheben, auf den Beckenrand schwingen, das linke folgen lassen. Es waren Bewegungen, die ineinander übergingen, ohne daß ich eine Pause einlegte.
Auf dem Rand des Waschbeckens blieb ich liegen. Das muß sich mal

jemand vorstellen.

Ein Mensch auf diesem Rand, der so breit war wie zwei nebeneinandergelegte Finger.

Aber wir waren ja nur Winzlinge.

Ich ließ meinen linken Arm in die Tiefe baumeln, streckte die fünf Finger aus und rief: »Spring!«

Suko jumpte hoch. Er verfehlte die Hand.

Erst beim dritten Versuch klatschten seine Finger gegen die meinen, doch bevor ich zupacken konnte, rutschte mir der Chinese aus der Hand.

Mist auch.

Beim nächsten Anlauf gelang es dann. Ich bekam die Hand meines Freundes zu fassen und hielt sie fest.

Das war die Hauptsache. Jetzt mußte ich nur zusehen, daß ich nicht von der Kante rutschte, denn dann konnte ich mir wer weiß was brechen.

Eisern hielt ich durch und biß die Zähne zusammen.

Stück für Stück hievte ich Suko höher. Er half mir dabei, in dem er sich an der Wand etwas abstützte.

Langsam kamen wir unserem Ziel näher.

Dann endlich konnte der Chinese ebenfalls ein Bein über die Kante schwingen.

Wir atmeten auf.

Danach saßen wir uns gegenüber. Zwei zu Winzlingen gewordene Menschen, die auf einer Waschbeckenumrandung hockten.

»Und jetzt?« fragte ich.

Suko deutete nach unten.

Die Antwort besagte alles. Nur kam mir die Tiefe von vielleicht einem Meter ungeheuer vor. Mir sträubten sich die Haare, wenn ich daran dachte, da hinunterspringen zu müssen.

Aber uns blieb keine andere Wahl, denn in der Nähe befand sich kein Tisch oder Stuhl, auf dem wir hätten landen können. Es blieb uns nur der Boden dieses Gewölbes, aus dessen Wänden noch immer das glosende rötliche Licht strahlte.

Schließlich wurden wir gezwungen, vom Rand des Waschbeckens zu springen.

Stimmen klangen auf.

Deutlich unterschied ich Belphegors Organ von den anderen. Ich stieß Suko an.

Der Chinese nickte.

Dann sprangen wir.

Rasend schnell kam der Boden näher. Auch bei meiner Winzigkeit reagierte ich so, als wäre ich ein ausgewachsener Mensch. Ich duckte mich zusammen, zog den Kopf zwischen die Schultern, und als ich

aufprallte, ließ ich mich sofort zur Seite fallen und rollte mich über die rechte Schulter hinweg ab.

Suko tat es mir nach, und endlich standen wir beide unverletzt auf unseren Beinen.

Ein Versteck.

Wir brauchten unbedingt ein Versteck, denn wir hörten schon die Schritte.

So schnell es ging, liefen wir unter dem Labortisch her. Eins war klar, wenn Belphegor oder einer der Zwerge uns jetzt erwischte, hatte unser letztes Stündlein geschlagen.

Suko faßte mich am Arm und deutete nach links.

Ich nickte und folgte ihm. Der Chinese hatte eine auf dem Boden liegende Schale entdeckt, unter der wir uns bequem verstecken konnten. Die Schale sah nicht schwer aus. Sie war es auch nicht, das merkte Suko, als er sie hochhob und mich hinunterklettern ließ.

Ich stützte die Tonschale dann mit den Schultern ab und ließ Suko hinunterklettern.

Von jetzt an verhielten wir uns still.

Schritte zahlreicher Personen näherten sich uns. Wenn nur keiner auf den Gedanken kam, die Schale hochzuheben.

Es geschah nichts. Man ließ uns in Ruhe.

Aber wir konnten einiges hören. Und was uns da zu Ohren kam, war interessant…

***

»Vorsicht!« schrie Jane Collins und warnte durch ihren Schrei die anderen, während sie sich gleichzeitig zur Seite warf, denn sie hatte gesehen, daß der Zwerg mit seinem Blasrohr genau auf ihren Körper zielte.

Patric konnte seine Attacke nicht mehr stoppen. Der Pfeil pfiff aus dem Rohr.

Doch er verfehlte Jane Collins. Die blitzschnelle Reaktion hatte die Detektivin gerettet.

Der Zwerg kam nicht mehr dazu, einen zweiten Pfeil in das Blasrohr zu schieben, denn jetzt handelte Zamorra. Mit einem gewaltigen Satz hatte er diesen bösartigen Teufel erreicht, bekam ihn an der Schulter zu fassen, wuchtete ihn herum und schleuderte ihn ins Zimmer. Dort empfingen ihn Nicole Duval und Jane Collins. Gemeinsam entwanden sie ihm das Blasrohr.

Aber da war noch ein zweiter Zwerg.

Zamorra wollte auf ihn zu, doch er hob die Arme und schrie: »Tu mir nichts, bitte…«

Die beiden Polizisten im Vorzimmer hatten ihre Waffen gezogen und schauten mit verständnislosen Gesichtern von einem zum anderen. Sie

begriffen überhaupt nichts mehr.

Der Professor winkte mit dem Zeigefinger.

Jacques Blanche verstand und schritt an dem Parapsychologen vorbei in Fleuvees Büro.

Zamorra schloß die Tür. Sollten die anderen Beamten denken, was sie wollten.

Der Kommissar hatte ebenfalls seine Dienstwaffe gezogen. Damit hielt er das Höllengeschöpf in Schach.

Der Zwerg lag auf dem Boden. Sein Gesicht war nur noch eine Grimasse. Er hatte seine Hand auf die Schulter gepreßt, genau dort, wo Janes Kugel ihn getroffen hatte.

»Wie seid ihr aus dem Raum gekommen?« herrschte Fleuvee den Zwerg an.

Der spie aus.

Dafür erzählte Jacques, wie sie den Raum verlassen hatten.

»Und der Wärter, lebt er noch?« Die Stimme des Kommissars klang wie brechendes Eis.

»Ja, ich… ich… glaube.« Fleuvee machte auf dem Absatz kehrt und nahm den Telefonhörer. Zamorra aber hatte dem Zwerg das Blasrohr nebst Pfeilen abgenommen und schaute sich die kleine Waffe interessiert an.

An den Pfeilspitzen hingen winzige goldene Kristalle. Gift in höchster Konzentration.

Der Professor steckte beides ein. Die Pfeile verbarg er in einem Köcher.

Der Kommissar legte den Hörer wieder auf. »Für den Mann dort unten wird gesorgt«, sagte er und wandte sich wieder dem Zwerg zu. »Dir werde ich das Reden schon beibringen, du verdammter Satansknecht.«

»Moment«, Zamorra legte dem Mann seine Hand auf die Schulter.

»Was ist?«

»Ich werde ihn zum Reden bringen«, sagte der Professor.

Fleuvee lachte kratzig. »Sie?«

Zamorra nickte.

»Aber wie, Mann? Sie können doch nicht…«

Der Professor gab keine Antwort. Er holte statt dessen sein Amulett hervor.

»Was ist das denn?« fragten Fleuvee und Montini fast wie aus einem Mund.

»Ein Amulett, das besondere Eigenschaften und Fähigkeiten besitzt«, erwiderte Zamorra. Er hatte es auf der flachen Hand liegen. Durch das Fenster fiel ein Sonnenstrahl, er ließ das Metall aufblitzen.

Fleuvee verzog den Mund. »Amulette, Zaubersprüche, Zwerge… Was man hier alles erlebt, das ist ungeheuer.«

Patric schaute ebenfalls dorthin, wo Zamorra das Amulett dem Kommissar zeigte. Zwar konnte der Zwerg es nicht sehen, doch er spürte die Aura, die von diesem Kleinod ausging.

Er verzog das Gesicht und knurrte böse.

Zamorra warf ihm einen Blick zu und stieß den Kommissar an. »Da, sehen Sie, dieser Zwerg kann die Ausstrahlung des Amuletts nicht vertragen.« Zamorra lächelte. »In dieser Scheibe wohnen die Kräfte des Lichts und des Guten. Sie ist für mich ein ungeheurer Machtfaktor im Kampf gegen die andere Seite.«

»Woher haben Sie das Amulett?« fragte Montini.

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte der Parapsychologe. »Vielleicht erzähle ich sie Ihnen irgendwann. Jetzt habe ich leider keine Zeit mehr. Wir müssen uns um den Zwerg kümmern.«

Der Kommissar deutete auf Jaques Blanche. »Und was machen wir mit ihm?«

»Ich weiß es noch nicht. Er hat zwar auch nur Zwergengröße, aber bei ihm scheinen die Kräfte noch nicht so weit fortgeschritten zu sein, daß er nur noch auf das hört, was die Schwarzblütler ihm sagen.«

»Aha.« Fleuvee nickte, obwohl er sicherlich nicht verstand.

Zamorra jedoch kümmerte sich um den verletzten Zwerg, der es abgelehnt hatten, sich seine Wunde verbinden zu lassen. Patric saß auf dem Boden. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand, und als Zamorra sich bückte, versuchte er zu spucken, doch der Parapsychologe nahm den Kopf rasch zur Seite.

»So nicht, mein Freund«, sagte er.

»Was willst du?« kreischte der Zwerg. »Ich sage sowieso nichts.«

»Das werden wir sehen«, erwiderte Professor Zamorra gelassen und hielt ihm das Amulett entgegen.

Er führte es mit seiner rechten Hand genau auf das Gesicht des Zwerges zu.

»Nein!« keuchte Patric. »Nimm es weg, nimm es weg…«

Zamorra schüttelte den Kopf. Er brachte sein Amulett noch näher an den Zwerg heran. Der Professor wollte damit den Bann des Bösen brechen, der Patric umklammert hielt.

Der Zwerg stöhnte. Er schien von der Scheibe hypnotisiert zu sein, denn er konnte seinen Blick nicht davon wenden. Die Zauberkraft des Lichts bannte ihn und machte ihn gleichzeitig gefügig für Zamorras Fragen.

Die anderen im Zimmer anwesenden Personen beobachteten gespannt, was sich zwischen Zamorra und dem Zwerg anbahnte. Sie brauchten wahrlich keine Kenner zu sein, um zu wissen, daß es der ewig währende Kampf zwischen Gut und Böse war.

Und wer gewann?

Noch stand es unentschieden, noch wehrte sich der Zwerg gegen die

Kräfte des Amuletts, doch er mußte verlieren, denn Zamorra begann, Sprüche der Weißen Magie aufzuzählen. Er verstärkte somit die Kraft des Amuletts.

Plötzlich ein Schrei!

Der Zwerg heulte schaurig auf. Weit hatte er den Mund aufgerissen, und zwischen seinen Zähnen bildete sich etwas Weißes, eine Art Ektoplasma, das aber nicht herausdrang, sondern wieder verschwand.

Der Zwerg wand sich auf dem Boden. Ungeheure Kämpfe spielten sich in seinem Innern ab. Das, was bei Anbeginn der Welt schon existierte, der Kampf zwischen Gut und Böse, machte auch vor ihm nicht halt. Er tobte sich in ihm aus.

Wer würde gewinnen?

Das Amulett!

Es entschied die magische Schlacht für sich. Das Zucken des Körpers hörte auf, der Zwerg sackte zusammen, er stöhnte nur noch, war aber bereit, auf Zamorras Fragen die entsprechenden Antworten zu geben.

»Du weißt«, sagte der Parapsychologe, »daß du allein mir zu gehorchen hast?«

»Ja.«

»Bist du in der Lage, meine Fragen zu beantworten?«

»Ja.«

Zamorra warf einen vielsagenden Blick auf die anderen. Alle Gesichter waren gespannt, auch Kommissar Fleuvees Züge hatten sich verändert. In seine Augen war ein lauernder Ausdruck getreten, auf seiner Stirn glitzerten Schweißperlen.

»Wer ist dein Herr?« wollte Zamorra wissen.

»Belphegor.«

»Wo befindet er sich?«

»In… in… Paris.«

»Sag mir den Ort!«

Der Zwerg stöhnte. »Ich – ich will ihn nicht verraten. Ich kann es nicht. Er ist der Meister!«

»Du mußt es aber, denn du gehörst jetzt zu mir. Ich befehle dir zu sagen, wo sich Belphegor befindet!«

»Er – er ist nicht weit von hier. Im Louvre. Er wird bald kommen. Belphegor bringt seine Zwerge mit. Sie – sie werden Paris beherrschen. Es soll wieder so sein wie früher.«

»Ist John Sinclair auch bei ihm?«

Der Zwerg saugte tief die Luft ein. »Ja! Sinclair ist auch in den Gewölben.«

»Fragen Sie, wie es ihm geht!« flüsterte Jane Collins heiser.

Zamorra stellte die Frage.

»Er lebt«, antwortete der Zwerg.

Nicht nur Jane Collins atmete auf, als sie diese Nachricht vernahm.

»Ist er so groß wie du?« forschte der Parapsychologe weiter.
»Nein.«
»Sondern?«
»Kleiner, viel kleiner. Er und der Chinese sind zu Mikromännern geworden. Winzig, selbst ein Zwerg kann sie zertreten. Sie werden nicht überleben.«
»Warum hat Belphegor sie so verkleinert«, fragte der Professor.
»Ich weiß es nicht.«
»Wirklich nicht?«
»Nein.«
»Dann sage mir jetzt, wo wir deinen Meister und auch John Sinclair sowie den Chinesen finden können!«
»Im Louvre.«
»Er ist groß!« Zamorra räusperte sich. »Ich will es genau wissen!«
»Befindet er sich im Keller?« Jane Collins hielt es nicht mehr aus. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen.
Zamorra hob die Hand.
Der Zwerg antwortete. »Sie sind nicht im Keller, sondern im Gewölbe. Es liegt unter dem Keller, und wenn man es nicht weiß, findet man den Eingang nicht.«
»Aber du kennst ihn?« fragte Zamorra.
»Ich weiß, wo er ist.«
»Dann sag es uns!« rief Jane. »Los, raus mit der Sprache.« Sie wollte sich auf den Zwerg stürzen, doch der Parapsychologe hielt sie zurück.
»Lassen Sie das!«
»Kommen Sie, Jane«, sagte Nicole Duval. »Zamorra wird es schon schaffen.«
Nur ungern ließ sich die blondhaarige Detektivin zurückziehen. Zamorra jedoch wußte, daß nun ein schwieriger Teil seiner Aufgabe vor ihm lag. Denn jetzt sollte der Zwerg seinen Herrn und Meister endgültig verraten.
Waren die Kräfte des Amuletts wirklich stark genug?
Sie waren es, denn der Zwerg begann zu reden. »Unter dem Louvre, ich meine, unter dem Keller gibt es ein Gewölbe. Dort hat Belphegor schon vor Hunderten von Jahren gehaust. Und das Gewölbe hat er sich auch heute wieder als Behausung ausersehen.«
»Wie kommt man dorthin?« erkundigte sich der Professor.
»Man muß in den Keller des Louvre gehen. Da existiert ein geheimer Einstieg.«
»Und den kennst du?« forschte der Professor weiter.
Der Zwerg schwieg. In seinen Augen flackerte es. Er stand vor dem entscheidenden Hinweis, und er hatte Angst. Einerseits verständlich aus seiner Sicht, doch andererseits wollte Zamorra um keinen Deut nachgeben, denn Menschenleben standen auf dem Spiel.

»Du wirst es uns sagen«, flüsterte er gefährlich leise.
Der Zwerg wand sich wieder. »Aber wenn ich…«
Zamorra brachte das Amulett näher.
»Sag es, zum Teufel. Oder es ergeht dir schlecht!«
Patric schielte auf das Amulett. Er stöhnte, als trüge er eine gewaltige Bürde auf seinem Rücken.
Atemlose Spannung hatte auch die anderen erfaßt. Schweiß perlte auf Jane Collins' Stirn. Sie hatte die Hände geballt. Es ging um John Sinclairs Leben.
Wenn der Zwerg nicht redete, dann…
Er sprach.
»Gut«, sagte er mit kaum zu vernehmender Stimme. »Ich sage, was ich weiß. Hoffentlich wird Belphegor mir verzeihen und euch vernichten«, keuchte er.
»Das laß mal unsere Sorge sein«, erwiderte der Professor.
Dann berichtete der Zwerg, wie man als Außenstehender in das Gewölbe unter dem Keller gelangen konnte.
Die Anwesenden im Büro des Kommissars hörten genau zu. Von allein wären sie nie auf den Trick gekommen, da hätten sie suchen können, bis sie schwarz wurden.
»Fein, mein Lieber!« freute sich der Parapsychologe. »Da wir jedoch keine Gelegenheit haben, deine Worte nachzuprüfen, wirst du uns begleiten.«
»Ich?«
»Ja, du.« Zamorra lächelte. »Schließlich möchten wir uns nicht verlaufen. Das wirst du doch verstehen.«
»Schon…«
»Okay.« Zamorra nickte. »Dann hoch mit dir.«
Schon war Fleuvee zur Stelle und legte dem Zwerg Handschellen an.
Jane Collins wandte sich an den Professor. »Und Sie glauben, daß er die Wahrheit gesprochen hat?«
Zamorra nickte und steckte sein Amulett weg. »Ja, das glaube ich, meine liebe Jane.«
»Hoffentlich.«
»Ich bin natürlich auch mit von der Partie«, meldete sich der Kommissar.
Zamorra wiegte die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Denken Sie daran, was Inspektor Le Brac passiert ist.«
»Ich bin jetzt gewarnt. Außerdem bleibt mein Assistent hier. Nicht wahr?«
Montini nickte eifrig. Ihm war anzusehen, daß er froh war, nicht mit zu müssen.
Nicole Duval deutete auf Jacques Blanche, der völlig deprimiert auf dem Boden saß und nicht wußte, wie er sich verhalten sollte. »Was

machen wir mit ihm?«

»Wir werden ihn in Schutzhaft nehmen, bis wir wieder zurück sind«, entschied der Kommissar.

Damit waren alle einverstanden. Blanche schien es egal zu sein. Er sagte kein Wort. Zamorra hoffte nur, daß, wenn alles vorbei war, er diesem Mann auf irgendeine Art und Weise helfen konnte.

Fleuvee aber griff zum Telefon. Diesmal ließ er seine Beziehungen spielen, denn der Louvre sollte geschlossen werden. Zamorra und sein Team wollten unter keinen Umständen Menschenleben in Gefahr bringen.

***

Unser Versteck war wirklich ausgezeichnet. Die Schale deckte uns vor neugierigen Blicken. Überhaupt kam keiner von unseren Gegnern auf die Idee, nach uns zu suchen.

Wir konnten aber alles hören, was gesprochen wurde, denn die Schwarzblütler redeten ziemlich laut.

Belphegor war wütend. Es hatte wohl Ärger gegeben, und es war nicht alles so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Es gab gewisse Dinge, die konnten die Dämonen nicht vertragen.

Dazu gehörten Schwierigkeiten. Sobald irgendwelcher Ärger eintrat, drehten sie durch. Da reagierten sie oft genug falsch und überstürzt. Sie machten Fehler.

Zum Glück.

Wir hörten Belphegors Stimme. Sie wurde von schweren Schritten begleitet, denn er ging immer auf und ab. Belphegor war erregt, wütend und nervös.

»Sie haben es nicht geschafft!« rief er. »Dieses Weib war schneller. Höllenpest und Schwefelrauch, wer hätte das wissen können. Ihr seid Versager, Nieten, unwürdig, überhaupt zu den Schwarzblütlern zu gehören.«

Es folgte ein zweimaliges Klatschen, bei dem ich jedesmal zusammenzuckte.

Dann hörten wir ein verzweifeltes Jammern, anschließend zwei gellende Schreie – Stille.

Nach einigen Sekunden wieder Belphegors Stimme. Er sprach zu seinen Dienern.

»Da seht ihr, was ich mit Versagern mache. Und so wird es euch ebenfalls gehen, falls ihr meine Anordnungen nicht haargenau befolgt. Diese Frau hätte ausgeschaltet werden müssen. Es war ganz einfach.«

Von welcher Frau sprach er? Ich überlegte hin und her und kam zu dem Schluß, daß Jane Collins in Paris war. Ihr traute ich ohne weiteres zu, mit den Zwergen fertig zu werden.

Raunend berichtete ich Suko von meiner Vermutung.

»Hoffentlich hast du recht«, wisperte mein Freund zurück.
Ja, hoffentlich…
Plötzlich ein Schrei.
»Sie sind weg!«
Im nächsten Augenblick stampfte Belphegor so hart mit dem Fuß auf, daß ich das Gefühl hatte, ein Erdbeben würde sich nähern.
»Sinclair und dieser Chinese sind verschwunden! Sie sind entkommen!«
»Los, sucht!« erscholl die Stimme des Dämons. »Weit können sie nicht sein!«
»Und wenn wir sie finden?« Belphegor lachte schaurig. »Dann zertrete ich sie wie zwei eklige Insekten!«
Für Suko und mich begann das große Zittern…

***

Kommissar Fleuvee hatte ausgezeichnete Arbeit geleistet. Vor allen Dingen konnte man seine Beziehungen mit dem Wort phänomenal umschreiben.
Aber auch der Professor hatte sein übriges dazugetan. Und diese beiden Männer hatten in der Tat erreicht, daß der Louvre noch vor dem offiziellen Schluß geräumt wurde.
Die Besucher mußten das Museum verlassen. Welchen Grund man angab, war Zamorra egal. Hauptsache, sie besaßen freie Bahn.
Durch einen Hinterausgang verließen sie das Polizeipräsidium und stiegen in eine bereitstehende Limousine.
Fleuvee fuhr.
Neben ihm saß Jane Collins, während Nicole Duval, Zamorra und der gefesselte Zwerg im Fond saßen.
Die Fahrt verging schweigend. Auch der dämonische Zwerg sprach kein Wort. Er hatte den Kopf gesenkt und hing seinen Gedanken nach, die bestimmt nicht fröhlich waren, denn die Angst vor seinem Meister stand ihm ins Gesicht geschrieben.
Zamorra hielt sein Amulett griffbereit. Sollte Patric Schwierigkeiten machen, würde er ihn schnell wieder zur Räson bringen. Denn Zamorra war klar, daß dieser Zwerg nicht auf seiner Seite stand. Er war gezwungen worden, mitzumischen, und seine Angst vor dem Meister war wesentlich größer als die Loyalität zu Zamorra.
Aber ohne Patric war es nicht zu schaffen.
Der Parapsychologe hätte gern mehr über den dämonischen Zwerg gewußt, was er in seinem normalen Leben gemacht hatte und anderes mehr, doch dafür war nicht die Zeit.
Fleuvee stoppte.
Sie stiegen aus.
Der Kommissar hatte dort gehalten, wo normalerweise keine

Spaziergänger hinkamen, an einem Seiteneingang des Louvre. Er wollte vermeiden, daß Patric von irgendwelchen neugierigen Personen entdeckt wurde.

Ohne Schwierigkeiten ließ man sie ein. Es wurden auch keine Fragen gestellt.

»Zum Keller«, sagte Fleuvee.

Man führte sie hin.

Das Team um Zamorra nahm den gleichen Weg, den auch Suko und ich gegangen waren.

Der Parapsychologe und Patric schritten an der Spitze. Die beiden Frauen gingen dahinter, und Kommissar Fleuvee machte den Schluß. Niemand sprach ein Wort, aber jeder wußte, worauf es ankam. Die Spannung stand in ihren Gesichtern zu lesen, alle waren voll konzentriert. Ihre Schritte hallten an den Wänden des Gewölbes wider. Der Zwerg führte sie noch den Hauptgang entlang, doch dann bog er nach rechts ab. Sie gingen zwischen hohen Regalen hindurch und liefen direkt auf eine Kellerwand zu.

Und plötzlich merkte Zamorra, daß etwas Fremdes, Dämonisches in deren Nähe lauerte.

Sein Amulett erwärmte sich.

Er fühlte es, als er mit den Fingerspitzen über das Silber strich. Dieses Amulett war ein ausgezeichneter Wegweiser. Es führte ihn immer zu der Quelle des Bösen hin.

An der Wand blieben sie stehen.

»Wo ist es?« fragte Zamorra.

Patric deutete auf ein Regal. »Ihr müßt es zu Seite schieben!«

Zamorra und Fleuvee packten mit an, während die beiden Frauen zusahen. Sie schauten sich ängstlich um. So ganz geheuer war es ihnen nicht. Leicht ließ sich das Regal bewegen.

Eine Öffnung tat sich am Boden auf.

Im Streulicht der Kellerbeleuchtung erkannten sie eine uralte Steintreppe, die in die Tiefe führte.

»Taschenlampen bereit?« flüsterte Zamorra.

Nicken.

»Okay, dann los.«

Zamorra machte den Anfang. Patric ging neben ihm. Sie hatten kaum drei Stufen hinter sich, als sie die Stimmen hörten.

Und im gleichen Augenblick brüllte Patric den anderen eine Warnung zu…

***

Wir schwitzten Blut und Wasser. Wenn wir entdeckt wurden, war es aus. Denn was uns dann blühte, hatte Belphegor schließlich laut genug zu verstehen gegeben.

Obwohl wir unter der Schale hockten und uns niemand hören konnte, wagten wir kaum zu atmen. Es war vielleicht eine instinktive Schutzreaktion, auf jeden Fall wollten wir die verräterischen Laute so gering wie möglich halten.

Es ist schon schlimm, mit solch einer Körpergröße ausgestattet zu sein und praktisch nichts, aber auch gar nichts tun zu können, sondern nur darauf zu hoffen, zu warten, daß man nicht von den normalen, größeren Menschen entdeckt wurde.

Belphegors Stimme übertönte alle anderen Geräusche. »Schaut in jeder Spalte nach!« befahl er. »Laßt nichts aus. Wir müssen sie finden!«

Dann teilte er seine Zwerge in zwei Gruppen auf. Wir hörten, wie er die Kommandos gab.

Das Warten wurde für uns immer schlimmer. Es war der reine Horror. Wir hatten uns auf den Boden gesetzt. Manchmal vibrierte die Schale, wenn jemand in der Nähe vorbeischritt.

Es war grausam.

Ich zählte die Sekunden, lauschte, horchte, versuchte herauszubekommen, wann die Suchtrupps sich in unmittelbarer Nähe befanden.

Etwas klirrte. Wir hörten das Knarren und Ächzen von Holz, wenn die Zwerge Schranktüren aufzogen.

»Wenn ihr nichts in den Schränken findet, schaute auch unter den Tischen nach!« rief Belphegor.

Wir schraken zusammen.

Damit waren wir geliefert, denn schließlich hockten wir unter einem Labortisch.

Die Schale – unsere Deckung – mußte einfach ins Auge stechen.

Ich umklammerte mein Kreuz. Es war eine schutzsuchende Bewegung. Sie zeigte mir aber auch meine Hilflosigkeit an. Vielleicht half mir das Kreuz noch, die Pistole würde es nicht.

Etwas schlurfte über den Boden und tickte gegen unsere Schale. Wir erschraken heftig. Ich fiel hin. Suko konnte sich noch halten. War das bewußt oder unbewußt geschehen?

Ich hoffte auf das letztere.

»Immer noch nichts gefunden?« brüllte Belphegor.

»Nein.«

»Dann sucht weiter, zum Teufel. Sie müssen hier sein. Die konnten gar nicht weg!«

Für uns bestand kein Zweifel: Der Dämon war nervös.

Und er hatte Angst, daß wir seiner Kontrolle entglitten. Trotz unserer geringen Körpergröße stufte er uns als gefährlich ein. Sollte ich dies als Kompliment werten? Ich pfiff darauf.

Schritte unterbrachen meine Gedankengänge. Verdammt laute

Schritte und sehr nah.
Direkt bei uns.
Nein, neben uns…
»Jetzt ist es aus«, wisperte ich Suko zu.
Mein Freund gab keine Antwort. Plötzlich schabten die Ränder der Schale über den Boden. Jemand hatte sie berührt oder angestoßen, so daß sie ein Stück zur Seite rutschte.
Zwei Sekunden geschah nichts.
Zwei atemlos lange Sekunden, in denen mein Herzschlag überlaut trommelte.
Oder kam es mir so vor?
Suko zog seine Waffe. Ich ahnte es mehr, als daß ich es in der Finsternis sah.
Da wurde die Schale hochgerissen. Es ging blitzschnell, und wir konnten nichts dagegen machen.
Plötzlich wurde es heller. Rötlicher Lichtschein traf unsere Gesichter.
Aber nicht nur unsere – auch ein anderes. Es gehörte Shao!

***

Wir erstarrten – wurden zu Eis!
Es war aus!
Neben mir schluchzte Suko auf. In ihm mußten, die gleichen, nein, noch schlimmere Gefühle toben als in mir.
Shao hatte uns entdeckt.
Ausgerechnet sie.
Unsere Todfeindin!
Schlimmeres hätte uns nicht passieren können, denn wir wußten, wie die Chinesin jetzt zu uns stand.
Sie würde uns verraten.
Oder?
Ihr warmer Atem traf uns wie ein Windhauch. Shaos Lippen zitterten. Wir sahen sie dicht vor uns. Groß waren ihre Augen, groß wie dunkle Meere.
»Shao…«, flüsterte Suko.
Mehr nicht. Aber in diesem einen Wort lag alles, was er für sie empfand.
Würde sie uns verraten? Uns – ihre besten Freunde? Würde sie uns tatsächlich opfern?
Wir hörten den Krach nicht, der um uns herum tobte. Wir nahmen überhaupt nichts an Geräuschen wahr. Für uns gab es nur diese kleine Welt. Dieses künstliche Dreieck zwischen Suko, Shao und mir.
Sie hockte vor uns, und dann streckte sie ihre Hand aus. Die Finger waren gekrümmt, sie bildeten ein regelrechtes Dach. Würde es uns zerschmettern oder beschützen?

Die Spannung erreichte ihren Siedepunkt. Dann befand sich die Hand direkt über uns – und sie streichelte.

Die Finger fuhren über Sukos Wange.

Leicht, streichelnd…

Was war geschehen?

Hatte sie sich verändert? Hatte sie dem anderen, dem Bösen abgeschworen?

Die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Shao schien sich zu freuen, daß sie bei uns war. Hatte sie die ganze Zeit über nur gespielt? War sie zum Schein auf das Angebot des oder der Dämonen eingegangen? Fragen, auf die wir keine Antwort wußten.

Dann hob Shao uns hoch. Zuerst Suko, anschließend mich. Sie setzte uns auf den Tisch.

Suko schaute mich an. Ich las die Frage in seinen Augen. Was hatte das zu bedeuten? Erst machte sie uns Hoffnung, um uns anschließend den anderen zu präsentieren? Da stimmte doch etwas nicht.

Wir saßen auf dem Labortisch. Die anderen Zwerge hatten noch nichts davon bemerkt, daß Shao uns entdeckt hatte. Sie suchten weiterhin auf dem Boden herum.

Nur Belphegor nicht!

Er sah Shao – und uns!

»Da!« schrie er. »Da sind sie!«

Bevor er noch zu uns herumwirbeln konnte, geschah es. Ein Warnschrei gellte durch das Gewölbe, brach sich an den Wänden wider und traf schmerzhaft unsere Ohren.

Wir drehten die Köpfe.

Und dann erklang eine laute, gellende Stimme auf, die mir eine freudige Gänsehaut über den Rücken jagte und gleichzeitig die Hoffnung bis an die Grenzen steigerte.

Ich kannte die Stimme.

Sie gehörte Professor Zamorra!

***

Im letzten Augenblick preßte Zamorra dem neben ihm stehenden Zwerg seine Hand auf den Mund.

Doch es war zu spät.

Der Warnschrei zitterte bereits durch das Gewölbe.

Den Parapsychologen hielt nichts mehr. Die restlichen Stufen überwand er mit zwei langen Sätzen, ließ die Treppe hinter sich und stand wie ein Rächer aus dem Reich des Lichts inmitten des düsteren, von rötlichem Glimmen erfüllten Gewölbes.

Hoch hielt er den rechten Arm.

Zwischen seinen Fingern blitzte das Amulett.

»Sieh her, Dämon!« brüllte er. »Stell dich zum Kampf. Tod den

Mächten der Finsternis!«
Seine Stimme erfüllte auch den letzten Winkel des unheimlichen Gewölbes, und – Belphegor mußte ihn einfach hören.
Aber er dachte gar nicht daran aufzugeben.
Er stellte sich auch nicht zum Kampf. Im Endeffekt war er feige. Er schickte die anderen vor.
»Packt sie!« brüllte er seinen Zwergen zu. »Macht sie fertig. Tötet sie!«
Und die Zwerge gehorchten. Sie formierten sich zu einer breiten Reihe.
Ich aber konnte Zamorra nicht sehen. Er war zu weit von mir entfernt. Außerdem verdeckten zahlreiche Schalen, Tiegel und Kolben mein Sichtfeld.
Ich wartete auf Shaos Reaktion.
Ging sie mit?
Nein, sie blieb bei uns. Sie drehte sich sogar, deckte uns mit ihrem Körper vor feindlichen Blicken.
Ich atmete auf.
Suko stöhnte neben mir vor Freude. Seine Worte drangen mir an die Ohren. »Ich habe es gewußt. Ich habe es gewußt. Sie gehört nicht zu den anderen. Unsere Verbindung ist stärker. Shao gehört zu uns…«
Ich hoffte, daß er recht hatte und daß nicht alles ein teuflisch abgekartetes Spiel war.
Belphegor aber lief aufgescheucht in dem Gewölbe umher. Die Entwicklung paßte ihm nicht, das war klar. Auch hatte er keine Hilfe zu erwarten. Der Schwarze Tod war nicht da.
Belphegor mußte allein kämpfen.
Ich konnte an Shao vorbeischauen und sah den Dämon, wie er auf einen Stuhl sprang.
Wild schaute sich Belphegor um.
Und er sah Shao.
»Shao!« schrie er sie an. »Hin zu den anderen!«
»Nein!« Die Antwort hallte durch das Gewölbe.
Belphegor brüllte auf. Weit riß er seinen rechten Arm in die Höhe, im nächsten Augenblick zuckte ein Blitz aus den Fingerspitzen, und dann entstand aus dem Nichts eine flammende Peitsche, die nach unten fiel und deren Griff sich in Belphegors Hand senkte.
Da stand er wieder.
Der Hexer mit der Flammenpeitsche!
Schon einmal hatte ich ihn so erlebt, hatte ihm gegenübergestanden, damals jedoch unter anderen Voraussetzungen.[6]
Jetzt war ich ein Winzling!
Und er der Dämon!
Schaurig lachte er auf. »Wenn du nicht willst, Chinesin, werde ich

dich holen!« rief er, sprang vom Stuhl und holte weit mit seiner Peitsche aus…

***

Zamorra kam nicht durch!

Die Zwerge hatten eine Kette gebildet und versperrten ihm und den anderen den Weg zu Belphegor, dem Dämon.

Der Professor schaute in die verzerrten Gesichter, in haßerfüllte Augen, die kein menschliches Gefühl zeigten, und er wußte, daß er nicht ohne Widerstand die Kette durchbrechen konnte.

Im Hintergrund des Gewölbes tobte Belphegor. Wahrscheinlich spürte er bereits die Kräfte des Amuletts, denn gerade Dämonen reagieren auf weißmagische Strahlen sehr empfindlich.

Zamorra gelang es in der kurzen Zeit nicht, die genaue Anzahl der Zwerge festzustellen. Auf jeden Fall waren es mehr als ein Dutzend.

Und das reichte.

Auch blieben sie nicht stehen.

Sie kamen näher.

Jane Collins und Nicole Duval hielten sich schräg hinter dem Professor auf, während Kommissar Fleuvee neben ihm stand.

Jane Collins schaute sich ebenfalls die Gesichter der Zwerge an, und sie suchte nach Shao. Doch die Chinesin konnte sie nicht entdecken. War sie vielleicht schon tot, oder hatte sie sich abgesondert?

Fleuvee aber wollte es wissen. Er lief nicht umsonst als lebendes Arsenal herum. Der Kommissar hatte vor der Abfahrt einige Waffen eingesteckt.

Er griff unter das Jackett und zog seinen Revolver.

Zamorra nahm es aus den Augenwinkeln wahr, drehte sich etwas und legte dem Kommissar die Hand auf den Arm.

»Nicht«, sagte Zamorra. »Ich will kein Blut vergießen.«

»Aber wie sollen wir den Kreis brechen?«

»Nicht mit der Waffe. Es gibt andere Mittel.«

»Diese verdammten Dämonenzwerge werden uns töten!« zischte der Kommissar. »Begreifen Sie das doch endlich!«

Zamorra wurde sauer. Die Zeit drängte, es kam auf jede Sekunde an, und er wollte sich mit dem Kommissar nicht auf lange Diskussionen einlassen. »Diese Zwerge sind im eigentlichen Sinne keine Dämonen, sondern Menschen, die ein Dämon zu dem gemacht hat, was sie jetzt sind. Wenn wir es schaffen, sie aus dem Bann zu befreien, werden sie wieder menschlich handeln und denken. Das sollten Sie sich immer vor Augen halten, Kommissar!«

Fleuvee brummte etwas, das man nur mit großer Toleranz als Zugeständnis bezeichnen konnte.

Er steckte die Waffe aber nicht weg.

Nicole Duval kam ihrem Chef zu Hilfe. »Er besitzt wirklich andere Mittel«, sagte sie. »Auch durchschlagendere.«

Zamorra erwiderte darauf nichts, sondern ließ die Hand sinken, in der er das Amulett hielt.

Die Zwerge blieben stehen.

Die Silberscheibe leuchtete grünlich auf, und während Zamorra einige Bannsprüche zitierte, verstärkte sich dieses Leuchten noch.

Die Kraft des Lichts griff an. Sie kämpfte gegen die teuflischen Zwerge und gegen das Böse, das in ihnen steckte.

Aber auch die anderen waren stark. Jetzt machte sich Belphegors Einfluß bemerkbar. Er verstärkte seine magischen Energien, konzentrierte sie auf seine Diener, und zwischen seinen Getreuen und dem Amulett entspann sich ein mörderischer Kampf.

Gedanken wurden in Energie umgewandelt, aus Energie aber wurde helles, gleißendes Licht.

Eine gewaltige silberne Aura strahlte von Zamorras Amulett aus. Sie wirkte wie ein schützender Schild, der sich als Energiewand vor die Gruppe der Eindringlinge stellte.

Zamorra und die anderen wurden geblendet. Sie sahen nicht, was sich im Hintergrund des Gewölbes abspielte.

Der Kommissar stöhnte auf. Körperlich konnte er den Energieschirm kaum ertragen. Er wankte. Die Strahlung setzte ihm zu, ihm, der nichts gewöhnt war.

Aber Jane Collins suchte mich.

Sie stand eine mörderische Angst aus, und sie riß sich von der Faszination des Energiekampfes los, ging zum Rand der Treppe und lief die Stufen hinunter. Sie wankte, als wäre sie betrunken, doch als sie die letzten Ausläufer des Energieblocks hinter sich gelassen hatte, erging es ihr wieder besser.

Jane konnte frei atmen.

Und sie sah Belphegor.

Er stand hochaufgerichtet auf einem Hocker und schwang seine flammende Peitsche.

Wie damals in der MYSTERY SCHOOL.

Sein Lachen klang schaurig, als er die Flammenpeitsche hoch über seinen Kopf wirbelte und auf einen Zwerg zielte.

»Shao!« schrie Jane.

Im gleichen Augenblick erkannte sie auch, wen die Chinesin mit ihrem Körper deckte.

Jane Collins' Schrecksekunde wurde von den Ereignissen fast hinweggefegt, denn die Peitsche raste wie ein flammender Strahl durch die Luft.

Da griff Jane Collins zur Selbsthilfe. Sie wußte, daß Zamorra ihr nicht helfen konnte, aber er hatte ihr etwas überlassen, das er Patric

abgenommen hatte.
Das Blasrohr mit den beiden Pfeilen!
Noch befand sich Jane Collins zu weit vom Schauplatz entfernt, doch Shaos Schrei war für sie so etwas wie ein Startsignal.
Die Detektivin lief los…

***

Belphegor schlug zu!
Er holte weit aus und wollte die abtrünnige Shao mit einem einzigen Hieb von den Beinen fegen.
Ich hielt den Atem an.
Suko knirschte mit den Zähnen.
Wir waren so winzig, so hilflos und hatten dem verdammten Dämon nichts entgegenzusetzen.
Die Peitsche ringelte durch die Luft. Sie zog einen feurigen Schweif nach und…
Shao duckte sich. Gleichzeitig sprang sie zur Seite, so daß sie die glühende Schnur verfehlte. Die Peitsche mit dem flammenden kalten Licht klatschte gegen den Labortisch und hieb einen fingerdicken Spalt in das Holz.
Belphegor fluchte vor Wut.
Suko und ich warfen uns auf die Platte. Ich klammerte mich an einem eisernen Gestell fest, hatte so mehr Halt, zitterte und hoffte, daß Shao nicht unterliegen würde.
Der zweite Schlag!
Wieder zerteilte die feurige Schnur die Luft. Die windende Flammenwand raste auf Shao zu, doch die Zwergin reagierte geschickt. Sie riß einen Hocker hoch, und die Flammenschnur wickelte sich spiralförmig um das Holz.
Plötzlich fing es Feuer.
Hastig ließ Shao den Hocker fallen, da das Feuer sich gierig weiterfraß und den trockenen Stuhl im Nu verbrannte.
Belphegor aber lachte.
Jetzt hatte er gewonnen.
Er sprang von seinem Stuhl, lachte gellend, schwang die Peitsche über seinen Kopf und drehte damit einen feurigen Kreisel.
Aus dem Gelenk schlug er zu.
Diesmal konnte Shao nicht ausweichen. Wie eine Schlange ringelte die feurige Peitsche über den Boden, erreichte die Beine der zwergenhaften Chinesin und riß sie um.
Shao schrie voller Angst.
Der Dämon lachte und lief auf den Labortisch zu, wo wir lagen.
Es lag auf der Hand, daß er uns den Rest geben wollte. Eiskalt, ohne Erbarmen. Sein Gesicht mit den kalten, gnadenlosen Augen war nur

noch eine entstellte Fratze. Wir hatten seine teuflischen Pläne durchkreuzt. Zamorra war aufgetaucht, ein Todfeind der Dämonen. Aber der Professor konnte mir im Moment nicht helfen. Er stand eingehüllt in eine Energiewolke und kämpfte mit magischen Mitteln gegen die Kräfte der Zwerge an.

Auch Shao war ausgeschaltet. Sie lag auf dem Boden und krümmte sich. Die Peitsche hatte sie an den Füßen verletzt. Belphegor aber wollte seine Rache.

Jetzt und auf der Stelle!

»Sinclair!« brüllte er, und in meinen winzigen Ohren klang seine Stimme wie ein grollender Donner nach. »Jetzt mache ich dich fertig!«

Hoch hob er den rechten Arm mit der glühenden Peitsche. Er würde uns mit einem einzigen mörderischen Schlag von der Tischplatte fegen.

Ein schneller, gnädiger Tod.

Suko und ich klammerten uns fest. Wir konnten nichts tun, gar nichts. Hilflos und winzig waren wir und diesem Dämon unausweichlich ausgeliefert.

»Jetzt!« brüllte er und drosch mit seiner Flammenpeitsche zu…

***

Da schoß Jane Collins!

Sie hatte das erste Blasrohr an die Lippen gesetzt, genau gezielt und dann wuchtig hineingeblasen.

Der kleine Pfeil zischte aus dem Rohr.

Und traf.

Genau in dem Augenblick, als dieser Satan Belphegor zuschlagen wollte.

Der Dämon zuckte zusammen. Wie ein lästiges Insekt hatte sich der Pfeil in das Fleisch seines Halses gebohrt.

Die Spitze war mit einem Gift präpariert worden.

Für Menschen mörderisch.

Und für Dämonen?

Der Schlag wurde gebremst. Das Peitschenende fegte zwar noch gegen den Tisch, rutschte auch darüber, aber es berührte uns nicht. Millimeter vor unseren kleinen Beinen huschte die flammende Peitsche vorbei.

Da schoß Jane zum zweiten Mal.

Und wieder traf der Pfeil.

Belphegor hatte sich halb umgedreht, wandte Jane das Profil zu, und so drang das kleine Geschoß in seine Wange.

Schrecklich brüllte er auf. So laut, daß ich das Gefühl hatte, die Wände würden zittern.

Dann aber geschah das Ungeheuerliche.

Belphegor schrumpfte.
Im gleichen Maße jedoch wuchsen wir wieder an.
Es war ein kaum beschreibbares Gefühl. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich spürte ein mörderisches Ziehen und Zerren in meinem Körper. Das Gehirn schien zu rotieren und wurde mir fast aus dem Schädel gerissen. Ich glaube, ich habe geschrieen, so genau weiß ich es jedoch nicht.
Plötzlich war alles vorbei.
Ich stand auf dem Labortisch.
In normaler Größe!
Und neben mir befand sich Suko.
Ebenfalls in Normalgröße.
Auf dem Boden saß Shao.
Auch sie war kein Zwerg mehr.
»Shao!« brüllte Suko, sprang vom Tisch, und einen Atemzug später lagen sich die beiden in den Armen.
Suko hätte seine Shao wieder.
Ich aber kletterte langsam zurück und hielt dabei meinen Blick auf Belphegor gerichtet.
Der Dämon besaß nur noch die Größe einer Hand.
Er tobte und winselte, heulte und fluchte, drohte mit den Fäusten und wurde immer kleiner.
Er erlitt das Schicksal, das er uns zugedacht hatte.
Schon bald konnte ich ihn nicht mehr sehen. Groß wie ein Daumennagel war Belphegor, und im nächsten Moment war er verschwunden. Ein dünner Rauchfaden kräuselte dort hoch, wo Belphegor zuletzt noch gestanden hatte.
War er tot? War er eingegangen in die Hölle der Dämonen? Ich wußte es nicht, und, ehrlich gesagt, es war mir auch im Augenblick völlig egal.
Ich sah nur Jane Collins.
Sie stand dort wie ein Denkmal, hatte die Arme gesenkt und schaute mich nur an.
Lautlos formten ihre Lippen ein Wort. Ich verstand es trotzdem.
»J-o-h-n…«
Verdammt noch mal, ich konnte einfach meine Tränen nicht mehr zurückhalten.
Dann lagen Jane Collins und ich uns in den Armen.
Über die nächsten Minuten möchte ich schweigen. Dafür haben Sie sicherlich Verständnis…

***

Wir reichten uns die Hände.
Zamorra und ich.

Worte brauchten wir keine, allein dieser Händedruck sagte genug. Zamorra und sein Team hatten es geschafft, uns aus dieser Hölle herauszuholen.

Ich war wieder ein Mensch.

Wie die ehemaligen Zwerge. Die Leute wußten nicht, was mit ihnen geschehen war. Diese böse Zeit, die hinter ihnen lag, war vergessen.

Und das war gut so, fand ich.

Kommissar Fleuvee und sein Team hatten viel Arbeit. Einige Spezialisten waren angefordert worden. Sie nahmen das Gewölbe Zoll für Zoll unter die Lupe.

Viel würden sie nicht finden, dessen war ich mir sicher.

Ein Mann wurde ebenfalls gerettet.

Jacques Blanche.

Auch er hatte mit Belphegors Verschwinden seine normale Größe wiedererlangt. Ob der Hexer von Paris nun endgültig verschwunden war, wußte ich nicht.

Ich hoffte es aber.

Der Fall hatte für uns zwar einen guten Abschluß genommen, doch für einen Mann nicht.

Inspektor Le Brac war tot.

Ihn holte niemand mehr ins Leben zurück.

Wir alle nahmen an seiner Beerdigung teil. Er wurde in einem normalen Sarg begraben.

Es regnete, als die Träger den Sarg in das kühle Grab hievten. Zuvor hatte der Polizeipräsident eine ergreifende Rede gehalten, aber Worte brachten Le Brac nicht mehr ins Leben zurück. Sie gaben auch einer Frau ihren Mann nicht zurück.

Schweigend standen wir inmitten der Menge. Ich hielt den Schirm, unter dem sich auch Jane Collins befand. Die Privatdetektivin hatte sich bei mir eingehängt.

»Wenn wir morgen wieder nach London fliegen, John, mußt du mir einen Gefallen erweisen«, sagte sie leise. »Und welchen?«

»Bitte sorge dafür, daß Caroline Potter aus dieser Anstalt entlassen wird.«

Ich nickte. »Darauf kannst du dich verlassen.«

Jane war beruhigt. Wenig später verließen wir den Friedhof. Vor uns schritten Suko und Shao. Er hatte seinen Arm um die Schulter der Chinesin gelegt.

Für Suko war die Welt wieder in Ordnung. Er hatte seine Shao zurückbekommen. Die Macht des Guten hatte Shao befreit.

Und nicht nur Suko war froh darüber, sondern auch wir.

Am nächsten Tag brachte uns Kommissar Fleuvee zum Flughafen. Von Zamorra und Nicole Duval hatten wir uns schon verabschiedet, und ich war sicher, daß wir sie bald wiedersehen würden. Denn

unsere Fälle führten uns bestimmt in mehr oder weniger kurzer Zeit zusammen.

Als die Maschine ihre Runde über der Stadt an der Seine drehte, atmeten wir auf. Ein schreckliches Abenteuer war heil überstanden…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 64 »Der Hexer von Paris«
[2]Siehe Gespenster Krimi Nr. 188 »Der Hexer mit der Flammenpeitsche«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 55 »Todeszone London«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 3 »Achterbahn ins Jenseits«
[5]Siehe Gespenster Krimi Nr. 196 »Die Spinnen-Königin«
[6]Siehe Gespenster Krimi Nr. 188 »Der Hexer mit der Flammenpeitsche«